

Network

**Mit Behinderungen
muß gerechnet
werden!**



Was ist Network Medien-Cooperative?

1.

Network nutzt ein Medium neu: Die Toncassette. Sie ist millionenfach verbreitet, standardisiert und technisch einfach zu bedienen.

Für Network sind Recorder Produktionsmittel. Man muß sie nur nutzen.

2.

Network produziert Medienpakete:

Ein oder zwei Toncassetten mit Buch und Photos.

Hören: Auf dem Tondokument erzählen Betroffene von ihren Erfahrungen, Kinder ihre Geschichten. Musiker spielen ihre Musik.

Photos zeigen die Lebens- und Arbeitsbedingungen und theoretische Texte analysieren sie.

Medienpakete für die pädagogische und politische Arbeit, für Schule, Bildungsarbeit und Ausbildung.

Aber auch zum Anhören zu Hause, beim Kochen, Aufräumen, im Auto . . .

3.

Network Produktionen sind direkt und authentisch.

Network läßt den Betroffenen ihre Sprache. Wir zwängen sie nicht durch das Nadelöhr der Schriftsprache. An Programmstruktur und Sendezeiten sind wir nicht gebunden.

4.

Network bietet Medien-Service zur Orientierung im Hifi-Dschungel. Wir vertreiben Geräte und Zubehör zu günstigen Preisen. Bei der Auswahl achten wir auf den Gebrauchswert: Wir testen Geräte, prüfen das Verhältnis Preis/Leistung und beraten.

5.

Network produziert kooperativ.

Mit Bürgerinitiativen, Interessengruppen, mit Buch- und Filmverlagen, kritischen Journalisten, mit Musikern, Kindern . . .

6.

Network ist ein selbstverwalteter Betrieb. Alle wirtschaftlichen und politischen Entscheidungen werden gemeinsam getroffen. Ohne Chef und ohne das „Große Geld“. Wir sind an keine politische Organisation gebunden.

Und so wird es auch bleiben.

Dr. Hubert Bopp, Georg Gabler, Inge Graeff, Hannes Heiler, Ernst Klee, Barbara Lister und Albrecht und Gerda Verron.

Mit Behinderungen muß gerechnet werden.

Impressum:

Redaktion des Begleittextes: Georg Gabler, Hannes Heiler, Christoph Potting (Network)

Redaktion der Cassette: Ernst Klee

Sprecher: Georg Gabler, Inge Graef, Ernst Klee

Photos: Ernst Herb, Ffm.

Masterband und Copy: Studio Octopus, Erdinger Str. 7, 8011 Reithofen .

Druck/Satz: Dhyana, Frankfurt/M.

ISBN: 3-88641-022-6

Inhalt des Begleitbuches

1. Einleitung	8
Ein drittes Bein für die tollen Tage	9
Ernst Klee	
2. Wer ist behindert?	12
Die gesetzlichen Definitionen	
3. Die Statistiken	17
Wieviele Behinderte gibt es?	
4. Behinderte — ab ins Heim?	21
Die Kosten der Isolation	22
Die Angst des Pfleglings vor dem Pfleger	24
Neue Wohn- und Lebensformen auch für Behinderte	26
Barbara Lister	
5. Zur beruflichen Integration Behinderter	29
6. Für größtmögliche Mobilität	32
Auf dem Bahnhof in Heidelberg	33
Josef Wanschura	
Ein Amtsgang	34
Ursula Baesler	
7. Hindernislauf für Gehbehinderte	37
Im Wirrwarr der Kompetenzen	
8. Gegen die Abgeschlossenheit therapeutischer Zentren	40
Warum mich meine Mutter versteckte	40
Gusti Steiner	
Ist die Sondereinrichtung wirklich besser?	43
Behinderung: Eine Eigenschaft unter vielen	44

9. Gegen die Manager der Vorurteile Dankbar, lieb, ein bißchen doof, leicht zu verwalten.	46
König Ludwigs Ritter beschenken behinderte Kinder	48
Es regnet Spenden und hagelt Mitleid	49
Wumm macht dumm	
Habt Mitleid mit der ‚Aktion Sorgenkind‘	50
10. 1981: Jubeljahr für wen?	55
11. Achtung Satire Betrifft: Festreden	56
12. Schlußwort: Ende gut, alles gut?	62
13. Wichtiges zum Weiterlesen	63

Inhaltsangabe der Cassette:

A-Seite:

Szenen aus dem Behinderten-Alltag

Dümmliches von Experten

Was ist eine Behinderung?

Wer ist für Behinderte (un)zuständig?

Berichte vom Arbeitsmarkt

10 DM Arbeitsprämie in der Werkstatt für Behinderte

Die Sonderbehandlung

Reisen im Gepäckwagen der Bundesbahn

Berichte von der Behinderten-Olympiade

Heim-Leben

Behinderte als geschlechtsneutrale Wesen

Almosen und Mitleid

Insgesamt: Zahlen, Fakten, Originalton-Berichte und Behinderten-Songs

B-Seite:

Das Frankfurter Behinderten-Urteil und seine Folgen
Vorgeschichte

Das Urteil

Presseerklärung des Richters Tempel

Erklärung des Vorsitzenden der schwedischen
Behindertenverbände

Mitschnitt von der Frankfurter Behinderten-
Demonstration am 8. Mai 1980

Lieder auf Gericht und Urteil

1980 ein Rekordjahr an Diskriminierungen
Behinderter, Beispiele

Ein Behinderter geht mit seiner Freundin spazieren. Ein gutsituierter Herr, gerade im Begriff, in seinen Nobelwagen zu steigen, spricht ihn preußisch knapp an: „Echt oder unecht?“ „Echt!“. „Na dann gute Besserung“ kommt die Antwort und der Wagen fährt los.



Die Demonstration gegen das Behinderten-Urteil am 8. Mai 1980

1 Einleitung

Am 25.2.80 entschied die 24. Zivilkammer des Landgerichts Frankfurt, eine Gruppe geistig Behinderter stelle einen „Reisemangel“ dar. Die klagende Touristin erhielt die Hälfte des Reisepreises zurück. Dieses Urteil zeigt, was Behinderte behindert:

„Daß es Leid gibt auf der Welt, ist nicht zu ändern, aber es kann der Klägerin nicht verwehrt werden, wenn sie es jedenfalls während des Urlaubs nicht sehen will.“ heißt es in der Begründung. Wer Behinderte im Urlaub nicht sehen will, will sie auch sonst nicht haben. Die Einstellung, die sich hier offenbart, ist kein Einzelfall, wie man oft beschönigend hört. Der Alltag Behinderter ist fast überall von Isolationserfahrungen geprägt, in der Schule, im Beruf, in der Nachbarschaft. Wir wollen anhand einiger Lebensbereiche aufzeigen: Gerade die Absonderung, in die die Betroffenen hineingeraten, ist die eigentliche Behinderung.

Ein drittes Bein für die tollen Tage

Ernst Klee

Aufgeschreckt wurde ich durch eine Schlagzeile der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (FAZ): „Vance trifft in Jerusalem auf eine gelähmte Regierung.“ Mein Gott, dachte ich, was ein Unglück! Da fliegt der amerikanische Außenminister ahnungslos in das biblische Land und findet statt fintenreicher Politiker hilfsbedürftige Gelähmte vor. Doch damit nicht genug: Die Süddeutsche Zeitung (SZ) meldete: „Ostberlin bedauert Behinderung des ARD-Fernsehkorrespondenten.“

Da wurde ich stutzig. Denn die Funkanstalten beschäftigen auf so wichtigen Posten keine Behinderten, sondern dynamische, proporzbewährte Aufsteiger. Mir wurde klar: Während die Behinderten noch klagen, die Massenmedien berichteten nicht ausreichend über ihre Probleme, ist ein Behinderungs-Deutsch in die Mediensprache eingezogen. Sinnigerweise ist gerade die FAZ, die über Behinderte kaum berichtet, vom Behinderungsdeutsch besonders infiziert: „Stromausfall lähmt Provinz Quebec“ lautet eine dieser FAZ-Meldungen, aus der hervorgeht, daß die größte kanadische Stadt Montreal ‚lahmgelegt‘ sei.

Selbst Wetterberichte der FAZ kommen nicht mehr ohne Behinderte aus. Im August kam es im Frankfurter Raum zu ‚gewittrigen Niederschlägen‘. Kommentar: „Es gab nirgendwo Behinderungen.“ Wie auch? Und manchmal wird die angesehene Zeitung richtiggehend gesellschaftskritisch: „Behinderungen auf Autobahn“ lese ich da oder: „Autobahnpolizei rechnet mit Behinderungen“. Unter der Überschrift: „Ein kalter Wind aus Nordost“ vermeldet die Redaktion: „Überall kam es durch Verkehrsunfälle auf regennasser Straße zu Behinderungen“.

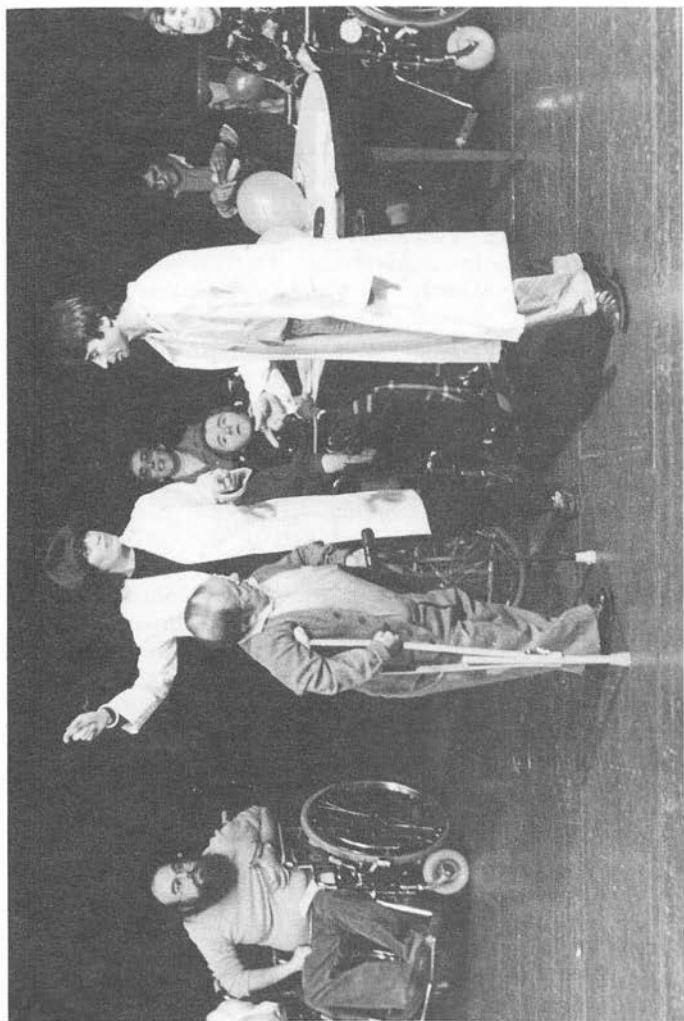
Richtig. Unser Straßenverkehr produziert jährlich massenhaft Behinderte. Offensichtlich können so kriti-

sche Anmerkungen zum Autoboom nicht im Wirtschaftsteil (und schon gar nicht anlässlich von Automobilmesse) gedruckt werden, so daß irgendein kluger Kopf in der Redaktion seine Gesellschafts- und Wirtschaftskritik in Wetter- und Verkehrsmeldungen hineinmogeln muß.

Auch die Süddeutsche Zeitung (SZ) meldet: „Kana- das Luftverkehr gelähmt“ oder: „Sex-Klub-Besitzer lähmen Verkehr“. Die Frankfurter Rundschau: „Behinderungen durch Unwetter“. Nicht mehr unter die Rubrik ‚Verkehrsbehinderungen‘ fällt ein Bericht der Süddeutschen Zeitung über einen jugoslawischen Fußballspieler des abstiegsbedrohten Vereins München 1860: „Ahmed Glavovic bleibt nichts erspart“ bedauert ganz im Behindertenton des Mitleids die Sportredaktion und haut dann eine Schlagzeile drunter: „Vom Libero zum Rollstuhlfahrer“.

Auch das Feuilleton der Süddeutschen Zeitung scheut das Behinderungsdeutsch nicht. „Ein zweites Bein für Beethoven“ überschreibt die Redaktion einen Bericht über ein Musik-Festival in Israel, die im übrigen nicht behauptet, der Musikgenius sei einbeinig gewesen. Die Lokalredaktion ging forscher ran, als man eine Glosse über das Faschingstreiben ins Blatt rückte: „Ein drittes Bein für die tollen Tage“. Erklärung für das anatomische Wunder: „... daß offenbar sämtliche Teilnehmer ein drittes Bein dabei hatten. Das Tanzbein nämlich.“ Und dieses dritte Bein wurde entweder geschwungen oder sich nicht ausgerissen.

Zum Schluß das sonst so seriöse Deutsche Allgemeine Sonntagsblatt: In einem Kommentar zu einer Talk-Show, in der dem Kinomimen Kinski einfach Ton und Bild abgeschaltet worden waren, schreiben die Hamburger: „Kinskis Amputation schien noch eine Wohltat zu sein“.



Ein Theaterstück, von Schauspielern und Behinderten zur Verleihung der Goldenen Krücke 1979 in Frankfurt, ein ‚Preis‘ für besonders behindertenfeindliches Verhalten

2 Wer ist behindert?

Behinderungen gibt es viele, es ist bereits eine unpräzise Verallgemeinerung, von „Behinderten“ zu sprechen, die behinderten Menschen sind erst mal Spastiker, querschnittsgelähmte . . . denn es gibt unterschiedliche Behinderungsformen: Lähmung, Blindheit, innere Leiden, Taubheit, geistige Behinderung, Stoffwechselkrankheiten. Und es gibt unterschiedliche Ausmaße von Behinderung: manche Menschen sind gehbehindert, manche sitzen im Rollstuhl, und manchen behinderten Menschen ist diese Eigenschaft auf den ersten Blick überhaupt nicht anzusehen.

Es gibt außerdem unterschiedliche Behinderungsursachen: sie entstehen entweder vor oder während der Geburt, oder durch Infektionen oder andere Krankheiten, wieder andere durch Unfälle.

All diese Unterschiede sind jedoch nur für Fachleute überschaubar; vielleicht gibt es deshalb so viele Schauer-märchen über Behinderte. Auch heute noch halten manche eine Behinderung für die Folge elterlicher Ausschweifungen, für eine Strafe Gottes, andere halten Körperbehinderte auch gleich für geisteskrank. Ganz schlimm sind die Vorstellungen von „geistig Behinderten“.

Über all diese Fragen gibt es viele Bücher und Informationsschriften, die Ursachen und Folgen (z.B. auch in Form unterschiedlicher Rechte!) erklären. Für zwischenmenschliche Kontakte oder die gemeinsame Arbeit in Initiativen ist dieses „Fachwissen“ nur selten wichtig. Es gibt eine ganz einfache Möglichkeit, Unklarheiten über Behinderte zu klären: den Behinderten persönlich fragen was man über ihn wissen will! Er (oder Sie) kennt sich ja in seiner Entwicklung am besten aus. An diese einfachste Möglichkeit jedoch denken viele zuletzt. Wenn ich etwas über einen Feuerwehrmann oder über meine Nachbarin wissen will, dann frage ich ihn oder sie selbst – warum sollte das bei Behinderten anders sein?

Die gesetzlichen Definitionen

Wir wollen nach der „legalen“ Abgrenzung suchen, also die Definitionen von „Behinderung“ in den jeweiligen Gesetzen. Für den Bereich der Sozialhilfe steht diese Definition in der Eingliederungshilfe-Verordnung:

§ 1 der VO zu § 47 BSHG:

„Körperlich wesentlich behindert im Sinne des § 39 Abs. 1 Nr. 1 des Gesetzes sind Personen, bei denen infolge einer körperlichen Regelwidrigkeit die Fähigkeit zur Eingliederung in die Gesellschaft in erheblichem Umfang beeinträchtigt ist.“

§ 2: „Als nicht nur vorübergehend im Sinne des § 39 (1) 1. des Gesetzes ist ein Zeitraum von mehr als 6 Monaten anzusehen.“

Behinderung ist also eine körperliche Regelwidrigkeit, die länger als 6 Monate dauert . . .

Wer der Regel (Norm) nicht entspricht, wird aussortiert, als behindert bezeichnet. Interessant ist dabei die Formulierung „Fähigkeit zur Eingliederung“ — Behinderung wird zum Privatproblem des Betroffenen, er muß selbst sehen, wie er mit den Konsequenzen fertig wird, z.B. damit, als minderwertige Arbeitskraft angesehen zu werden.

Natürlich ist dabei die medizinische Norm gemeint, man kann diesen Satz aber auch auf andere „Regeln“ übertragen. Wer mal ans Werbefernsehen denkt, dem werden bestimmt gleich eine ganze Reihe solcher Normen einfallen: Schönheit, Jugend, Beweglichkeit . . .

Es muß ja nicht gleich ein Weltrekordler oder eine Schönheitskönigin sein — aber ein Mindestmaß dieser Eigenschaft sollte man schon vorweisen können, sonst wird man nur noch mitleidig angesehen. Wichtigstes Maß ist allemal der Broterwerb: Arbeit ist das halbe Leben.

Und richtig: In einem anderen Gesetz finden wir gleich am Anfang:

„Schwerbehinderte im Sinne dieses Gesetzes sind Personen, die körperlich, geistig oder seelisch behindert

und infolge ihrer Behinderung in ihrer Erwerbsfähigkeit nicht nur vorübergehend um wenigstens 50% gemindert sind. . . ." (§ 1 des Schwerbehindertengesetzes)

Der Mensch wird gemessen am Rest der ihm verbliebenen Produktivkraft, die man möglichst weit wieder hochpäppeln will, um wenigstens die verbliebene Arbeitskraft verwerten zu können. Diese Rehabilitation wird umso intensiver betrieben, je knapper Arbeitskräfte sind. Schwerbehinderte sind am härtesten von der Rezession betroffen, sie stellen die relativ höchste Arbeitslosenquote (die 1976-77 um 30% wuchs!), und das trotz „Behindertenschutzgesetz“, SchwbG und Arbeitsplatzbeschaffungsprogramm.

Der Maßstab „Minderung der Erwerbsfähigkeit“ (MdE) hat eine lange Geschichte. Er entwickelte sich aus Militärversorgungsgesetzen, läßt sich bis ins späte 18. Jh. zurückverfolgen.

Erleidet nun der Funktionsteil Mensch einen Schaden, verliert er beispielsweise durch einen Arbeitsunfall zwei Finger oder muß einen Arm amputiert bekommen, so wird sein Körper, seine einzelnen Körperteile in Vergleich zu ramponierten, beschädigten Maschinen gesetzt. Es gibt eine sogenannte Knochen- oder „Gliedertaxe“. Das Standardwerk, der in vielen Auflagen erschienene „Rentenmann“, katalogisiert die „Minderung der Erwerbsfähigkeit“, ordnet die erlittenen Schäden für die Rentenbemessung ein.

Der „Rentenmann“ schematisiert die Schäden wie in einer Autowerkstatt: Kotflügel verbeult, beide Kotflügel weg, Kolbenfresser, Scheinwerfer zerschlagen. Die Gliedertaxe detailliert die Ersatzteil-Schäden des Arbeitsroboters Mensch und nimmt zugleich eine soziale Wertung dieser Ersatzteile vor. Wenn beispielsweise der „gewöhnliche Arbeiter“ den Geruchssinn verliert, zählt dies überhaupt nichts.

Durchschnittliche Entschädigungssätze

Unfallfolgen im Bereich des Kopfes

	Prozentzahl
Abstoßend wirkende Entstellung des Gesichtes, die den Umgang mit Menschen erschwert	20-50 %
Skalpierung bei Mädchen (dazu Lieferung und Instandhaltung der Perücke)	33 1/3 %
Verlust einer Ohrmuschel: beim Manne	0 %
bei der Frau	10 %
Verlust beider Ohrmuscheln	25 %
Einseitig leichte bis mittlere Schwerhörigkeit	0 %
Einseitige Taubheit	10-15 %
Doppelseitige mittlere Schwerhörigkeit	20 %
Doppelseitige erhebliche Schwerhörigkeit ..	30-40 %
Doppelseitige Taubheit	50 %
Verlust des Geruches beim gewöhnlichen Arbeiter	0 %
Vollständiger Verlust der Nase	25-50 %
Verlust der Nasenspitze	10 %
Stark entstellende Sattelnase	15-20 %
Erhebliche Verengung beider Nasengänge mit Rückwirkung auf die Atmung	15-25 %
Defekt einer Lippe mit Speichelfluß	20 %
Verengung der Mundöffnung oder Kiefersperrre, die nur Aufnahme flüssiger Nahrung zuläßt	25 %
Verlust einzelner Zähne (evtl. Ersatz)	0 %

aus: Der Rentenmann, S. 93

Auch für die allgemeine Beurteilung von Behinderungen im Schwerbehindertenausweis gibt es eine solche Tabelle. Obwohl dieser Ausweis ganz allgemein als Nachweis einer Behinderung gilt, wird auch hier Behinderung an der Erwerbsfähigkeit gemessen. Auch hieraus einige Werte:

Obere Gliedmaßen (59 Positionen)

Verlust beider Arme oder Hände

Verlust eines Armes im Unterarm mit einer Stumpflänge bis 7 cm	60%
Verlust des Daumens	25%
Verlust aller 10 Finger	90%

aus: Anhaltspunkte für die Ärztliche Gutachtertätigkeit im Versorgungswesen

Danach kommen 8 Positionen „männliche Geschlechtsorgane“ und 22 Positionen „weiblichen Geschlechtsorgane“.

Spätestens hier wird die Einheit „Erwerbsfähigkeit“ absurd, der Behindertenbegriff wird immer unklarer. Der Beinamputierte wird genauso als schwerbehindert bezeichnet wie der spastisch gelähmte Rollstuhlfahrer, meist werden beide mit 100% MdE eingestuft.

Hier wird die Einführung des Begriffs „schwerstbehindert“ vorgeschlagen, wenn auch dadurch eine weitere Inflation der Begriffe droht: (durchschnittlich?) behindert — wesentlich behindert — schwerbehindert — schwerstbehindert — . . .

3 Die Statistiken: Wieviele Behinderte gibt es?

Die offiziellen Statistiken enthalten keine genaue Zahlen, nicht einmal Anhaltswerte. Falls es irgendwo genauere Statistiken geben sollte, werden sie streng gehütet. Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß. Wo ich den Bedarf nicht kenne, brauche ich auch nichts oder nur ein Minimum zu planen.

Die bekannteste, aber auch fragwürdigste Angabe über die Anzahl behinderter Menschen macht der „Mikrozensus“. Das ist eine Volksbefragung, bei der 60000 Haushalte befragt werden.

1966 und 1976 enthielt diese Untersuchung auch Fragen über Behinderungen. Der Mikrozensus 1976 schätzt die Zahl der Behinderten in der BRD auf knapp 3,3 Millionen. Das ist jedoch eine sehr fragwürdige Angabe:

— Erfasst wurden Personen, die sich selbst als „behindert bezeichnen. Die Zahl dürfte zu niedrig sein — viele trauen sich nicht, ihre Behinderung zuzugeben.

— Es ist merkwürdig, daß diese Erhebung ein niedrigeres Ergebnis brachte als der „Mikrozensus“ von 1966 mit 4,05 Mio Behinderten. Schon damals wurde diese Zahl kritisiert; die korrigierten Schätzungen errechneten einen Anteil von 10% der Bevölkerung. Diese Unterschiede — einerseits der Mikrozensus mit 3,3 Millionen, andererseits die Schätzungen bis zu 6 Millionen — zeigen, wie unsicher bisher solche Angaben sind.

Immer wieder werden daher Einrichtungen oder Dienste für Behinderte geplant, die schon bei ihrer Einweihung viel zu klein sind.

Die „Meldepflicht“ für Behinderte

Eine „Meldepflicht“ sollte die Behörden zu genaueren statistischen Angaben befähigen. Der Versuch jedoch, Ärzte und andere Fachleute zur Meldung Behinderter zu verpflichten (§124 BSHG), war halbherzig. Diese

Meldungen werden zu oft vernachlässigt, sodaß dieser Paragraph wieder gestrichen werden soll.

Wichtigstes Argument gegen eine solche Vorschrift sind die furchtbaren Konsequenzen der Meldepflicht unter den Nazis: Hunderttausende Behinderte wurden damals ermordet. Die Angst vor solchen Konsequenzen steckt tief, auch heute noch.

Die meisten Behörden und Ämter führen jedoch schon lange Statistiken über die Behinderten, die jeweils Anträge gestellt haben oder Leistungen beziehen. Diese Statistiken sind jedoch zu unterschiedlich, um sie zu einer einheitlichen Statistik zusammenzufassen.

Übrigens: Seit 1974 gibt es eine Vorschrift im Schwerbehindertengesetz, die eben diese einheitliche Statistik fordert; 1979 hätte sie zum ersten mal vorgelegt werden müssen (§ 51 SchwbG).

Gegen eine solche Zusammenfassung der einzelnen Statistiken werden manchmal die Bestimmungen des Datenschutzes angeführt. Wir halten dies für eine Schutzbehauptung, um den Unterschied zwischen Bedarf und vorhandenen Möglichkeiten nicht offensichtlich werden zu lassen. Andererseits: „Das Argument, die Meldepflicht sei für die „Planung von Einrichtungen zur Betreuung Behinderter“ unerlässlich, überzeugt deshalb nicht, weil es Länder mit Meldepflicht gibt, in denen für Behinderte nicht genügend geschieht und daneben Länder ohne Meldepflicht, in denen hervorragende Rehabilitationseinrichtungen zur Verfügung stehen, und zwar in angemessener Zahl.“

(aus: A. Zeimetz: Ein jeder gehe in seine Stadt . . . in: CeBeeF-Magazin 12/75)

Die alltägliche Situation wird nicht erfaßt.

Das größte Problem aller Statistiken ist jedoch die Frage der Kriterien, nach denen sie aufgestellt werden. Was würde z.B. eine Obstbaum-Statistik nützen, die nach der Farbe der Blüten gegliedert wäre?

Die Bestehenden Behindertenstatistiken sind immer noch nach Behinderungsform und -ursache eingeteilt.

Über die alltägliche Situation der Behinderten sagen sie wenig aus. So gibt es zwar Spastische Lähmungen, Multiple Sklerose, Kinderlähmung, Muskelschwund. Jede dieser Ursachen kann bewirken, daß der Behinderte im Rollstuhl sitzt. Aus den wenigsten Statistiken ist jedoch der Anteil der Rollstuhlfahrer erkennbar. Immerhin gibt es grobe Schätzungen, die von 4%₀ Rollstuhlfahrern ausgehen — das wären dann rund 250000 Rollstuhlfahrer in der BRD.

Noch dürftiger sind die Angaben der Pflegebedürftigkeit. Denn auch Rollstuhlfahrer können u.U. völlig selbständig leben, wenn ihre Wohnung entsprechend eingerichtet ist. Andere brauchen dagegen ständig Hilfe — beim Essen, Waschen, An- und Ausziehen . . .

Recht klar sind dagegen die Zahlen, wenn nach den Ursachen der Behinderung gefragt wird; nach diesem Kriterium richteten sich bis vor kurzem sämtliche Rechtsansprüche der Behinderten. Interessant ist dabei übrigens die Entwicklung der Elite der Behinderten, der Kriegsoffer: ihr Anteil an der Gesamtzahl der Behinderten wird von 28% im Jahr 1966 auf ca. 4% im Jahr 2000 zurückgehen — wenn bis dahin nicht ein neuer Krieg neue Behinderte produziert hat.

aus: CHRISTIAN, W.: Die Behinderten im Rahmen der Bevölkerungsentwicklung. Versuch einer Vorausschätzung, in: Bundesarbeitsgemeinschaft „Hilfe für Behinderte“ (Hrsg.) Der behinderte Mensch und die Eugenik. Verlag G. Schindele, Neuburgweler/Karlsruhe (o. J.).



Bei der Demonstration im Mai 1980

4 Behindert — ab ins Heim??

Bei Behinderten, allzumal pflegebedürftigen Schwerbehinderten, machen die meisten Ämter nicht viel Federlesen. Sie werden ins Heim abgeschoben. Junge Spastiker kommen ins Altersheim . . . usw.

Gibt es für Behinderte nur die Alternative Familie und/oder Heim: Oft leben die Rollstuhlfahrer solange in ihrer Familie, bis die Eltern alt geworden sind oder sterben. Dann sind die „Kinder“ 30 oder 40 Jahre alt, haben oft keine Schritte zur Selbständigkeit tun können. Dann bleibt nur noch ein anderer Kontrollierender und ein ähnlich behüteter Lebensraum: Das Heim.

Warum sollte die Sozialisation bei Behinderten so viel anders sein? Ist nicht die Ablösung vom Elternhaus eine Voraussetzung zur Selbständigkeit? Wollen die Betroffenen nicht auch leben, lieben, heiraten?

Wo gibt es geeignete Wohnungen? Wer finanziert den behindertengerechten Umbau? Wo sind die Freunde, Bekannten, oder Zivildienstleistenden, die helfen können? Was ist besser – allein wohnen oder in einer Wohngemeinschaft?

Diese Fragen tauchen auf, wenn wir nach neuen Lösungen suchen. Es gibt Schwierigkeiten dabei. Doch viele Behinderte wagen diesen Weg: Sie leben in Wohngemeinschaften, in der die Mitglieder die Pflegearbeit gemeinsam bewältigen. Oder sie leben allein und werden von Zivildienstleistenden unterstützt. Andere Modelle sehen Wohngruppen vor: Behinderte leben mitten in der Stadt in kleinen Gruppen zusammen mit dem Personal. Ist das Heim also wirklich die einzige Möglichkeit?

Die Kosten der Isolation

Wer die „gesellschaftlichen Minimalforderungen“ nicht erfüllt, wird ausgegliedert, ins Ghetto abgeschoben. Hierfür nimmt die Gesellschaft bzw. der Staat erhebliche Ausgaben in Kauf. Wenn auch im BSHG steht, daß „der Träger der Sozialhilfe“ darauf hinwirken soll, daß die Pflege von Verwandten oder als Nachbarschaftshilfe geleistet werden soll¹, sieht die Realität doch anders aus. Die Kostenträger finanzieren lieber einen Heimaufenthalt, auch wenn das wesentlich teurer ist als eine private Unterbringung.

„Was nicht gebraucht wird, verrottet. Hier sahen wir die Verrottung vor uns. Und weil denen, die nicht gebraucht werden, dieses Schicksal gewiß ist, leben sie in einem Heim in Deutschland, das ihr Schicksal ist: verrottet wie sie selbst, nur dazu nütze, das Elend elendiglich widerzuspiegeln. Ein Käfig für lahme Vögel, die nicht fliegen können, weil sie nicht dürfen. Weil man sie nicht läßt. Weil sie für unbrauchbar, für überzählig gehalten werden.“²

Behinderte werden aussortiert, weil sie in der Konkurrenz nicht mehr mithalten können. Erschreckend viele leben in Heimen, unter teilweise menschenunwürdigen Bedingungen. Aber: Heime sind teuer! Selbst wenn „private“ Unterbringung möglich und sogar wesentlich billiger wäre, wehren sich die Kostenträger dagegen.

„Durch die intensive Mitarbeit einer Gruppe wurde erreicht, daß ein Mitglied des Heims aus der Isolation des Heimbereichs herausfand und heute aktiv am Leben in der Gemeinschaft teilnimmt. Nach anfänglichen Schwierigkeiten konnte in Zusammenarbeit mit dem Sozialamt eine Zweizimmerwohnung besorgt werden. Das Mitglied wird dort abwechselnd von zwei ZDLs betreut. Durch diese Maßnahme reduziert sich der Zuschuß vom Sozialamt von 3.200,- DM (Heimplatzkosten) auf 1.450,- DM. Wenn davon die gesamten Unkosten abgezogen werden, verbleiben dem Betroffenen

900,- DM zum Leben. Hier wurde die Eingliederung in die Gesellschaft positiv erreicht. Vom ARD wurde darüber ein Dokumentarfilm gedreht und gesendet.“³

Der Betreffende hat jahrelange Auseinandersetzungen mit den Behörden hinter sich, die ihm immer wieder Schwierigkeiten machten, obwohl sie jetzt 1.750,- DM monatlich sparen, also 21.000,- DM im Jahr. Alleine in diesem Heim leben etwa 30 Behinderte, da wären also pro Jahr 630.000,- DM zu sparen. Trotzdem machten sie Schwierigkeiten, und es ist ein Einzelfall geblieben, der mittlerweile zum „Modell“ hochgejubelt wird. Einer kam durch — für die anderen 29 hat sich nichts geändert.

Wozu diese teure Trostlosigkeit? Die Träger der Einrichtungen, Wohlfahrtsverbände, und, als größter, die Kirchen, haben Einfluß, sie sichern sich ab.

„Ein Heim in Deutschland. Ein Heim für sogenannte Behinderte. Für die, die niemanden haben und die niemand haben will. Das Heim nimmt sie auf. Gegen Bezahlung, denn das Heim braucht Geld. . . . Das ist von allem das Normalste: daß das Heim Geld braucht. Denn auch Behinderte müssen leben, bedürfen der Hilfe, verursachen Kosten. Und jemand bezahlt ja auch für sie, notfalls der Staat. Ob die Behinderten wissen, wieviel, wie wenig sie kosten?“⁵

In nächster Zeit dürften sich zwar finanzielle Argumente bei den örtl. Trägern etwas mehr durchsetzen — aber was, wenn ambulante Pflege doch nicht billiger als eine Unterbringung im Heim sein sollte?

1. Vgl. § 69 Abs.2 BSHG

2. Ein Heim in Deutschland. Impressionen von Oskar Gitzinger. CeBeeF-Magazin 12/75, S. 17

3. Info des CeBeeF Stuttgart 4/78, S. 26

4. Adelheid Eichholz: realiter, realiter. Berufliche Statistik eines CeBeeFs. CeBeeF-Magazin 5/6 1973, S. 55

5. Ein Heim in Deutschland . . . CeBeeF-Magazin 12/75, S. 16

Die Angst eines Pfleglings vor dem Pfleger

Ein Heimbewohner berichtet

Eines der größten Hindernisse für uns Schwerkörperbehinderte ist die Abhängigkeit von Pflegepersonen. Die fängt schon im Kindesalter an: Für die Mutter wird ihr Kind immer Kind bleiben, das besonders behütet werden muß.

Und wenn die Eltern tot sind? Wenn mit einemmal diese kleine Welt zusammenbricht? Dann kommen sie zu uns in das Pflegeheim.

Das Abhängigkeitsgefühl gegenüber dem Pflegepersonal ist dann zu groß. Aus Angst, nicht rechtzeitig auf den Abort zu kommen, schluckt man so manches Unrecht hinunter. Wenn man sich nicht fügt, wird eine indirekte Bestrafung verhängt, indem der Pfleger einfach sagt: „Ich muß noch zu dem, und dann kommst du.“ Man kann nicht das Gegenteil beweisen, nur wird man das nächstemal dem Pfleger nicht widersprechen. Als Schwerstbehinderter mußst du eben gehorchen. Und wenn du einen Pfleger an einem warmen Sommerabend um ein Glas Wasser bittest und er antwortet: „Ich habe jetzt Feierabend“, darfst du ihm nicht gram sein, da du ja am nächsten Tag seine Hilfe wieder brauchst. In unserem Heim ist das nicht so stark, wir haben uns immer ein gewisses Maß an Freiheit erhalten. Der Heimrat besteht aus unseren Kameraden, hat eine beratende Funktion, doch das Haus selbst zu verwalten, das traut man uns doch nicht zu.

Da man mich für geistig minderwertig hielt, steckte man mich in ein Heim für geistig Behinderte. Ich war damals zwölf Jahre und zu feige, mich zu beschweren. Deshalb mußte ich, bevor ich auf den Abort konnte, mir homosexuelle Handlungen gefallen lassen. Sonst konnte ich eben nicht meine Notdurft verrichten.

Da es dort Tag für Tag nur Eintopf gab und abends nur zwei Schnitten Brot, beschwerte ich mich. Ich be-

kam zur Antwort: „Ihr armen geistig Behinderten kennt kein Maß im Essen, und wir haben Angst, daß ihr euch den Magen verderbt.“ Anmerkung: Als ich aus dem Heim heraus kam, stellte unser Hausarzt Unterernährung fest. Mein Körper war voller Geschwüre.

Ich möchte die Berufsgruppe des Pflegepersonals nicht schlecht machen. Wenn es sie nicht gäbe, was würde aus uns? Doch sollte man besser sieben. Wir haben schon Pfleger gehabt, die drei oder vier Berufe hatten, und als letzter Ausweg blieb dann der ‚Hilfspfleger‘. Hier im Haus ist es leider so, wenn ein Angestellter sich etwas zuschulden kommen läßt und entlassen wird, ist man bemüht, es möglichst nicht in seinen Papieren zu vermerken. Er kann getrost im nächsten Heim wieder die gleichen Dummheiten machen.

Wenn ich sage, daß wir bei uns — im Gegensatz zu anderen Heimen — unabhängiger seien, so haben wir das nur unserem ständigen Kampf zu danken. Wieder und wieder wird versucht, uns einzuengen. Ein Beispiel ist der sogenannte Fernsehabend: Hier dürfen wir zweimal in der Woche das Programm zu Ende schauen. Plötzlich hieß es, das Personal darf nicht mehr so lange arbeiten, der Fernsehabend fällt für immer flach. Nach heftigen Protesten unsererseits wurde der Fernsehabend nicht abgeschafft.

Fazit: Wir Behinderten müssen diese anerzogene Unterwürfigkeit ablegen, denn was hat das ganze Geschwafel von Rehabilitation für einen Sinn, wenn man uns lebenslang wie Kinder behandelt. Rehabilitation heißt ja nicht nur die Beschaffung eines Arbeitsplatzes, sondern ein Leben unter normalen Bedingungen. Dazu gehört, daß man nicht um jede Handreichung betteln muß. Es müßte doch bei einigem guten Willen möglich sein, uns das Gefühl der Abhängigkeit zu nehmen. Dazu gehören aber auch Unterkünfte, in denen man sich frei bewegen kann. Wenn diese bescheidenen Forderungen erfüllt sind, kann man aufhören, mit der Erzeugung von Mitleidsgefühlen Geld zu machen. Ich weiß, es muß ein schönes Gefühl sein, so einen armen kleinen Spasti-

ker auf dem Bildschirm zappeln zu sehen und zu denken: Gut, daß meine Kinder gesund sind. Voller Rührung zückt man seinen Geldbeutel und schickt zehn Mark an diese ‚Aktion‘, und mit dem Gefühl, ‚etwas‘ für die ‚armen Kinder‘ getan zu haben, geht man in den nächsten Tagen seinem Alltag nach.

Wie wäre es, wenn man sich zu einem Besuch eines dieser ‚bedauernswerten‘ Menschen entschließen würde? Wir Behinderten wollen keine Sonderstellung, wir wollen das sein, was wir sind: Menschen.

Doch diese Forderungen werden so lange Utopie bleiben, solange erwachsene Menschen noch um 20 Uhr ins Bett müssen, solange der Pfleger sagt: Du kommst erst dann auf den Abort, wenn ich es will.

Doch da in unserer Gesellschaft nur der etwas gilt, der was leistet, werden wohl unsere Forderungen noch lange unerfüllt bleiben. Mit den üblichen Mitteln wie Streiks oder Protesten können wir nichts anfangen.

So gilt für uns der bittere Satz: Man muß zufrieden sein.

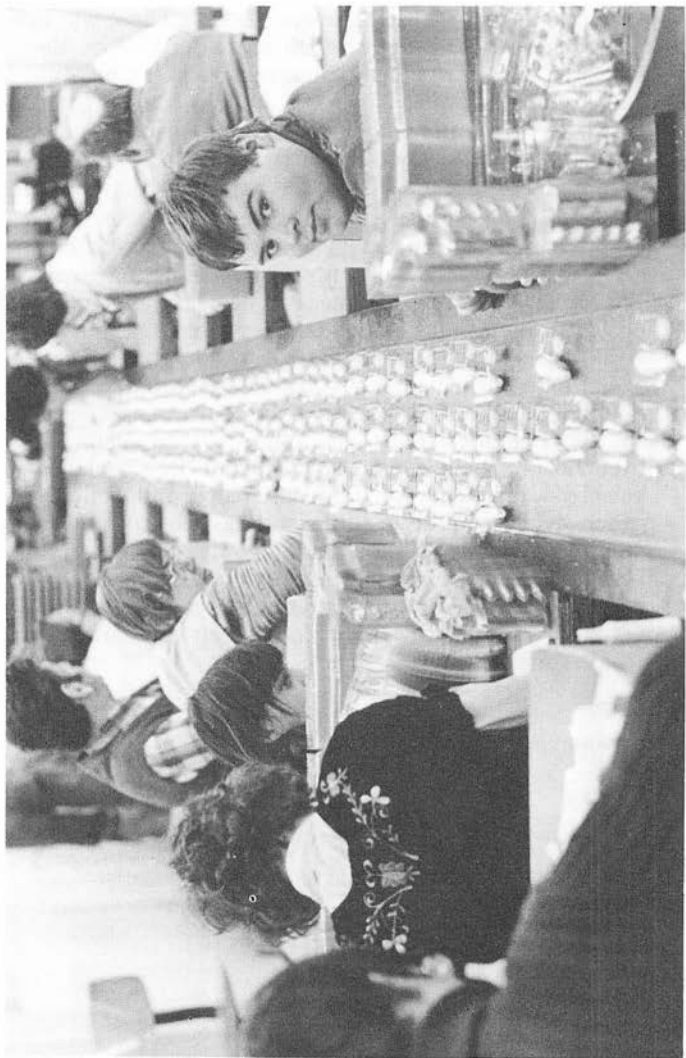
Neue Wohn- und Lebensformen — auch für Behinderte

Barbara Lister

Ich bin Rollstuhlfahrerin und lebe seit vier Jahren mit vier Nichtbehinderten in einer Wohngemeinschaft. Ich finde diese Form des Zusammenlebens sehr gut und sehr wichtig. Ich hatte mehrere Gründe für das Zusammenziehen. Beispielsweise, daß meine Pflege, die sehr aufwendig ist, sich nun auf mehrere Leute verteilt. Das entlastet die anderen und mich macht es unabhängiger, da ich nicht nur auf eine Person angewiesen bin. Außerdem lernt man in einer Wohngemeinschaft, andere zu akzeptieren und sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Klar, daß es da auch oft zu Konflikten und Reibungspunkten kommt, doch kann man darüber re-

den, ohne sich gegenseitig etwas vorzumachen, wie es sonst bei oberflächlichen Beziehungen der Fall ist. Behinderte können in einer Wohngemeinschaft eine Multiplikatorfunktion bezüglich des Abbaus von Vorurteilen haben. Wenn Nichtbehinderte, die Unsicherheiten im Verhalten gegenüber Behinderten haben, sehen, daß man ganz normal mit Behinderten umgehen kann, ändert sich auch das Bewußtsein ihnen gegenüber. Aufgrund meiner Wohngemeinschaftserfahrung hat sich herausgestellt, daß die wichtigste Voraussetzung für ein Zusammenleben die Fähigkeit ist, den einzelnen in seiner Persönlichkeitsstruktur zu akzeptieren. Das gilt für Behinderte gleichermaßen wie für Nichtbehinderte. Wenn man ehrlich zu sich selbst ist, erkennt man, daß man heutzutage stärker denn je auf andere angewiesen ist. Bei Behinderten ist dies offensichtlich, denn sie brauchen für viele Dinge des täglichen Lebens Hilfe, beispielsweise beim An- und Ausziehen und Toilettegehen. Nichtbehinderte sind sichtbar nicht so hilfebedürftig. Doch der ständige Zwang, sich normgerecht verhalten zu müssen, Schwächen nicht zuzugeben und immer stark zu sein, isoliert den einzelnen. Ich erwähnte, daß es wichtig ist, die Persönlichkeit eines anderen zu akzeptieren.

aus: Blätter der Wohlfahrtspflege 5/80



Fließbandarbeit in einer Werkstatt für Behinderte

5 Zur Beruflichen Integration Behinderter

Die Arbeitslosenquote stieg in der BRD 1975 in die Nähe der Millionengrenze, seither sank sie kaum. Damals waren 10.000 Schwerbehinderte betroffen. Jüngste Zahlen zeigen auf: Der Anteil der Behinderten ist inzwischen auf mehr als das 6-fache gestiegen (68.000).

Dabei sollte das Schwerbehindertengesetz eigentlich dafür sorgen, daß gerade diese Menschen Arbeit finden. Jeder Betrieb muß 6% seiner Arbeitsplätze mit Schwerbehinderten besetzen, sonst hat er pro Platz und Monat 100,- DM Ausgleichsabgabe zu zahlen.

1970 verkündete die Bundesregierung ein Aktionsprogramm zur Rehabilitationspolitik, das auf 10 Jahre (1970-1980) angelegt war. Politiker sprechen stolz von einer ‚Dekade der Rehabilitation‘. Es kamen auch einige ganz wichtige Neuregelungen zustande: Das Schwerbehindertengesetz zur Verbesserung der Arbeitssituation, und das Reha-Angleichungsgesetz zur besseren Koordinierung der Rehabilitationsleistungen. Unter den Vorzeichen von Arbeitskräftemangel und Vollbeschäftigung war es ökonomisch besser, behinderte Arbeitnehmer umzuschulen, statt ihnen Rente zu geben. So entstand ein Netz von Ausbildungs- und Umschulungszentren. In letzter Zeit fanden jedoch nur 45% der Absolventen des Heidelberger Berufsförderungswerks einen Arbeitsplatz, trotz der leistungsorientierten Qualität der Ausbildung.

Neben Ausbildung und Umschulung wurde der Bau von ‚Werkstätten für Behinderte‘ (WfB) forciert. Dort sind jene Behinderten ‚beschäftigt‘ (ohne Arbeitnehmerstatus), die nicht oder noch nicht auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt vermittelbar sind. Das sind in erster Linie die geistig Behinderten, die für die Auftragsfirmen kostengünstig bestimmte Teilfertigungen übernehmen (z.B. Verpackung).

Rehabilitationszentren und WfB's werden kräftig

aus den Mitteln der Ausgleichsabgabe gefördert. Je weniger Behinderte einen normalen Arbeitsplatz erhalten, desto stärker fließen Gelder in den Ausgleichsfonds, der dann wieder nutzlose Reha-Maßnahmen finanzieren oder die Werkstätten zu einem regelrechten Sonderarbeitsmarkt ausbauen kann. Dieses System muß geändert werden! Solange Arbeitgeber lieber die Ausgleichsabgabe zahlen als Behinderte einstellen, werden diese immer weiter in die berufliche Isolierung gedrängt.

Konrad Bisalski, einer der wichtigsten Behindertenfachleute seiner Zeit, hat 1915 in seinem Werk „Krüppelfürsorge“ gefordert, daß die Kriegsversehrten an ihren alten Arbeitsplätzen weiterarbeiten sollten.

In Italien werden in einigen Provinzen, von einer fortschrittlichen Verwaltung gestützt, geistig Behinderte in den normalen Produktionsalltag einiger Firmen integriert. Es geht also auch anders.



Die öffentlichen Verkehrsmittel sind unzugänglich

6 Für größtmögliche Mobilität

Vor sieben, acht Jahren begannen die überall neu entstehenden Behindertengruppen zunächst damit, die Abflachung von Bordsteinen und Zugänglichkeit von öffentlichen Gebäuden zu fordern. Nicht von ungefähr standen diese Probleme an erster Stelle. Für Rollstuhlfahrer und Gehbehinderte müssen ersteinmal die Voraussetzungen für Integration und Selbständigkeit geschaffen werden: Eine größtmögliche Mobilität. Damals sorgten Aktionen gegen die nach wie vor behindertenunfreundliche Bundesbahn, Rollstuhltests für Magistratsmitglieder usw. noch für Aufsehen. Inzwischen sind viele Forderungen in die kommunalen Bauprogramme übernommen worden. Immer noch stoßen Rollstuhlfahrer schmerzlich an die Grenzen ihrer Bewegungsfreiheit. Öffentliche Nahverkehrsmittel – Busse und Bahnen – sind für sie kostenlos. Doch wie hineinkommen? Inzwischen gibt es auch technische Einstieghilfen, aber die Ämter scheuen den vergleichsweise geringen finanziellen Aufwand. Forderungen, den öffentlichen Nahverkehr insgesamt behindertenfreundlicher zu gestalten, werden abgeblockt. Gegenargument in vielen Städten: Es gibt doch ein Behindertentaxi. Glauben die Verantwortlichen immer noch, daß das Behindertentaxi allein (Frankfurt: 16 Fahrten pro Monat) tatsächlich den Bedarf abdeckt?

Auf dem Bahnhof in Heidelberg

Josef Wanschura

Auf der Rückfahrt von einer Gruppenleitertagung in Krautheim/Jagst hatten wir, das sind zwei Behinderte ohne Rollstuhl und ich als Rollstuhlfahrer, folgendes Erlebnis auf dem Hbf Heidelberg.

Wir hatten die Fahrt so geplant, daß wir in Heidelberg Zeit zum Abendessen und Toilettenbesuch hatten. Unser Ärger begann schon mit der Schwester von der Rotkreuz-Station. Dieser Dame war nicht klar zu machen, daß auch Behinderte „menschliche Bedürfnisse“ und Hunger haben. Sie ignorierte unsere Bitte, mich zur Bahnhofsgaststätte zu schieben, obwohl ausreichend Zeit zur Verfügung stand. Sie schob mich trotz heftiger Proteste auf den Bahnsteig des Anschluß-Zuges. Erst dort war ihr klar zu machen, daß Behinderte eben doch Hunger und andere „Bedürfnisse“ haben. Aber jetzt war bereits eine gute halbe Stunde vergangen, und die Zeit zum Rückweg hätte nicht mehr gereicht.

Es sollte jedoch noch schlimmer kommen. Unser Zug, der IC „Schwabenpfeil“ lief ein. Meine Begleiter fuhren mich zur nächstliegenden Wagentür und öffneten diese. Der beigerufene Zugführer geriet außer sich. Einen Rollstuhl hätte er noch nie transportiert, und könne er auch unmöglich transportieren. Wir sollten „gefälligst“ auf den nächsten Zug warten und im Packwagen fahren. Dafür haben wir wohl eine 1-Klasse-Fahrkarte und Zuschlag bezahlt?

Nachdem wir uns wieder heftig zur Wehr setzen mußten und auf unserm Recht bestanden, gab der Zugführer endlich nach. Dieses alles kostete den Zug ca. drei Minuten Verspätung.

Ich möchte der Rotkreuz-Schwester und dem Zugführer hier keine Böswilligkeit unterstellen, aber es ist nicht richtig, bei der Begegnung mit einem Behinderten einfach „abzuschalten“ und ihm nach einem bestimmten Klischee zu helfen.

Jede Behinderung hat ihre eigenen Bedürfnisse und jeder Behinderte eine individuelle Persönlichkeit, wie jeder andere auch. Es ist doch möglich, dem Behinderten kurz zuzuhören, damit man erfährt, wie ihm am besten geholfen werden kann. Denn dies kann er doch wohl am besten selber beurteilen.

Ein Amtsgang

Ursula Baesler

A. ist körperbehindert; ihr Gang ist unsicher, ihre Arme bewegen sich ständig — athetotisch sagen die Ärzte. Aus diesem Grund hat sie auch Schwierigkeiten mit öffentlichen Verkehrsmitteln, so daß ich mit ihr in meinem Auto zum ‚Behindertenamt‘ fuhr.

Nach fünf Jahren Betreuung im Heim hatte sie einen Mietvertrag für ihr Apartment in der Sondereinrichtung erhalten. Künftig wollte und sollte sie ihre ‚Amtsgeschäfte‘ allein erledigen. Es sollte unser letzter gemeinsamer Gang sein.

Wir betraten das um die Jahrhundertwende gebaute, vornehme, mit vielen hohen Treppen bestückte Rathaus und fanden nach 20minütiger Suche über Treppen und Absätze das Zimmer 123.

Wir waren angemeldet. Artig klopfen wir an die Türe und fanden erstmal einen leeren Schreibtisch. Der Sachbearbeiter von nebenan deutete auf eine Bank vor der Türe. Im Flur beobachteten wir graue kaffeekannentragende Anzüge; manchmal trugen sie auch Akten oder Röcke.

Wir wurden hereingerufen. Zuerst gab der Beamte mir, der Sozialarbeiterin, die Hand zur amtlichen Begrüßung und streifte auch kurz, aber nicht sehr sicher, die Umgebung von A.s rechter Hand.

A. nahm neben dem Sachbearbeiter Platz. Als erstes überreichte er mir, viel weiter entfernt sitzend, einige an A. gerichtete Schreiben. Ich bat sie A. zu geben. Es

ging weiter um Formalien: Sozialhilfe, Miete, Telefonanschluß und -ermäßigung, Pflegegeld. Wir fragten, warum denn diese für Behinderte zuständige Stelle für Behinderte eigentlich kaum zu erreichen sei. Der Sachbearbeiter meinte, daß zu ihm selten ein Behinderter persönlich käme; fast alles funktioniere schriftlich oder telefonisch.

Er bat dann um den Personalausweis von A. Sie nahm die Handtasche, nachdem sie die Schuhe ausgezogen hatte, mit den Füßen von der Stuhllehne und legte sie auf den Boden. Sie öffnete geschickt mit dem dicksten Zeh den kleinen Schnappverschluß, nahm den Ausweis heraus und gab ihn per Fuß dem Sachbearbeiter, der nur stark verzögert reagieren konnte. Als erstes blieb sein Blick auf dem kleinen gelben Zettel haften, der neben den Personalien (für alle Fälle) steckte. Er las: „Keine Angst! Ich bin nur körperbehindert. Mein Oberkörper und mein Sprachzentrum sind von einer spastischen Lähmung betroffen; also kann ich daher meine Arme nicht richtig bewegen und oft nicht verständlich genug sprechen. Ich bin geistig normal, bekomme keine Krämpfe und bin mündig; folglich kann und muß ich selbst über mich entscheiden. A. Z.“

Der Sachbearbeiter beschäftigte sich mit dem Ausfüllen der Zahlungsanweisung. Ich fragte ihn, ob er denn mal etwas über Ursachen und Auswirkungen von Behinderungen in Fortbildungsveranstaltungen gehört habe. Er verneinte es mit den Worten, daß er für Akten zuständig sei. So erzählten wir dann, daß A. relativ selbständig ihren Haushalt mit den Füßen erledige: angefangen vom Kaffeekochen über's Zähneputzen bis zum Malen und Schreiben. Wir vergaßen zu sagen, daß A. noch viel besser zurechtkäme, wenn die Wohnung oder das Haustürschloß individuell auf ihre Behinderung eingerichtet wäre (also alles unmittelbar über dem Boden).

Der Sachbearbeiter gab mir wieder die Zahlungsanweisung und ich legte sie vor A. auf den Boden. Sie holte geschickt ihren roten Schreibstrumpf (ein gewöhnli-

cher Strumpf, der auf der Unterseite ein Loch hat, damit der Stift nicht so leicht verrutscht) aus der Tasche, zog ihn behende mit den Füßen an; bemängelte noch, daß der Stuhl zu hoch sei — worauf der Bürokrat seinen Drehstuhl anbot — und schrieb, den Stift zwischen den Zehen, ihren Namen in schöner Schrift. Der Sachbearbeiter bemühte sich unbeteiligt zu wirken, man spürte jedoch daß er mitten in seinem Amt die Sensation des Jahres erleben durfte.

Wir verließen das Büro ohne Handschlag, was dem Bürokraten nicht unrecht war (Sollte er Hand oder Fuß geben?). Überfreundlich wies er uns den Weg zur Bezirkskasse, froh, weiteren Kontakten entgangen zu sein.

An der Kasse erhielt A. das erste eigene Geld. Ich legte es ihr auf den Boden und sie sortierte Schein für Schein mit den Füßen in die schmale Geldbörse. Ebenso das Kleingeld. Um uns herum standen unauffällig Leute, die uns beobachteten. Eine Frau wagte sich etwas nach vorne und sagte immer nur ‚wie furchtbar, wie schrecklich‘.

Unser nächster Weg ging in das Eisenwarengeschäft, wo A. eine Geldkassette kaufen wollte. Sie fand eine schöne gelbe, die abgerundete fußfreundliche Ecken hatte. Den Verkäufer bat A., ob sie ausprobieren dürfte, wie leicht sich das Schloß öffnen ließe, was er bereitwilligst gestattete. Unter staunenden, fast erschrockenen Blicken des Verkäufers, öffnete und schloß A. die Kassette leicht und gewandt mit dem rechten Fuß, denn sie ist Rechtsfüßler. Dem Verkäufer fiel es schwer, uns eine Quittung auszustellen und unser ‚Auf Wiedersehen‘ zu beantworten.

7 Hindernislauf für Gehbehinderte (Im Wirrwarr der Kompetenzen)

Wir leben angeblich in einem Sozialstaat, der sich auf sein „Netz der sozialen Sicherheit“ einiges einbildet. Dieses Netz hat aber auch große Löcher und grobe Webfehler — und das bekommen gerade behinderte Antragsteller zu spüren:

Beinahe alle Bundesbürger bekommen im Lauf ihres Lebens Leistungen von der Kranken- und Rentenversicherung, viele beziehen einige Zeit Arbeitslosengeld. In solchen Fällen gibt es selten Probleme bei der Zuständigkeit.

Anders bei Behinderten: die müssen manchmal einen wahren Spießrutenlauf durch die verschiedenen Amtsstuben absolvieren: die unterschiedlichen Regelungen der einzelnen „Kostenträger“ können z.B. dazu führen, daß jemand zwar „zu schwer behindert“ ist, um noch Leistungen vom Arbeitsamt, aber noch nicht so „behindert“ ist, um Leistungen von der Rentenversicherung zu bekommen.

An dem 1971 von der Spiegel-Redaktion festgestellten Wirrwarr der Zuständigkeiten hat sich bis heute nichts entscheidendes geändert:
es gibt

41 Rentenversicherungsträger (z.B. LVA)

95 Unfallversicherungsträger (z.B. Berufsgenossenschaften)

1883 Krankenkassen

104 Träger der Kriegsoferversorgung (Versorgungsämter)

580 Träger der Kriegsoferversorgung (Fürsorgestellen)

713 Leistungsträger, die der Bundesanstalt für Arbeit unterstellt sind,

550 Sozialämter bei Städten und Landkreisen

22 Landessozialämter.

Nun ist nicht nur jede dieser Trägergruppen an ein

deres Gesetz gebunden, diese Gesetze lassen auch so viel Spielraum, daß jeder der Träger eigene Richtlinien hat: was die AOK in Hamburg problemlos bewilligt, lehnt die Betriebskrankenkasse in München „selbstverständlich“ ab. . ein gesetzlich geregeltes Verwirrspiel.

Ansätze, dieses Wirrwarr zu ordnen und die Unterschiede auszubügeln, gab es immer wieder. Was jedoch ursprünglich zu einem einheitlichen Rehabilitationsgesetz führen sollte, wurde am Schluß doch nur Kosmetik: das 1974 erlassene „RehaAnglG“ verringerte die Zahl der Stellen nicht und die Sozialhilfeträger wurden erst gar nicht unter dieses Deckmäntelchen geholt. Weiterhin werden Behinderte und deren Anträge von einer Stelle an die nächste „weiterverwiesen“, wenn sie nicht „Pech haben“ und kommentarlos nach Hause geschickt werden.

Einerseits arbeiten so vielerlei Verwaltungsapparate nebeneinander her, andererseits bleiben dabei immer wieder Behinderte auf der Strecke, weil sie aufgeben, keine Chance mehr sehen.

Der „Deutsche Verein für öffentl. und private Fürsorge“ meint: Eine Bundesanstalt (statt 5 Trägergruppen), eine Zuständigkeit (statt knapp 4.000) würde „nur neue Zuständigkeitsschwierigkeiten und eine Komplizierung der Verwaltungsarbeit mit sich bringen“. Und schließlich wird (wie zu Geheimrats Zeiten) vor der „Mammutbehörde“ gewarnt, die dann „alles in eigener Zuständigkeit regeln“ würde — eben darin läge freilich ihr Sinn! (Spiegel-Redaktion: Unterprivilegiert. S. 109)

Eine Änderung dieser Zustände ist nicht in Sicht . . . wenn auch immer wieder erklärt wird, das Ziel, die Rehabilitation des Behinderten, solle alle Maßnahmen bestimmen. Im Alltag ist es auch heute noch ganz anders: da entscheidet oft immer noch die Behinderungsursache über die Aussichten und Rechtsansprüche. Es gilt heute noch als rechtens, daß der eine Querschnittsgelähmte eine reichliche Rente bekommt, ein anderer jedoch sehen muß, wie er mit den kargen Sozialhilfe-Sätzen über die Runden kommt — auch wenn beide diesel-

ben Eigenschaften und Einschränkungen haben. Des Rätsels Lösung: der eine ist durch einen Arbeitsunfall oder als Kriegsoffer behindert, der andere verunglückte in seiner Freizeit. „Kausalitätsprinzip“ heißt so etwas für die einen — andere nennen das einfach ungerecht und kämpfen darum, daß die vielbesungene „Chancengleichheit“ endlich einmal, wenigstens unter den Behinderten, verwirklicht wird. Doch meist spiegelt sich die „Hierarchie der Behinderungen“ in den Rechtsansprüchen wieder: eine bevorzugte Stellung nehmen neben den Kriegsversehrten vor allem die Blinden ein. Die Kriegsblinden haben diese starke Bevorzugung für ihre Gruppe errungen, die Zivilblinden sind mit dem Hinweis, blind sei blind, nachgezogen. (Nur die Zivilbehinderten konnten noch nicht überzeugen, behindert sei behindert.) (Ernst Klee: Behindertenreport 1, S. 84)

8 **Gegen die Abgeschiedenheit therapeutischer Zentren**

Warum mich meine Mutter versteckte

Gusti Steiner

Früher, als ich noch bei meiner Mutter gelebt hatte, bin ich im Jahr höchstens zwei-, dreimal rausgekommen, das war eine sehr ungünstige Wohnung, ich hatte damals noch keinen Rollstuhl und steile Treppe, Freunde mußten mich immer über die Treppe tragen, das war äußerst schwierig, und für meine Mutter war es natürlich auch immer ein Grund, mich in der Wohnung zu halten und mich nicht so gern mal rausgehen zu lassen.

Ja, für meine Mutter war die Behinderung nie ein bewältigbares Problem, es war für sie quasi das Gefühl, hier ist ein großes Versagen meinerseits im Spiel, ich habe eine körperbehindertes Kind zur Welt gebracht, und sie hat damit die Problematik nie verkraftet, verarbeitet, sondern sie sah immer nur die Behinderung und versuchte zu kaschieren, sie nicht wahrzuhaben, mich zu verstecken. Dazu gehörten natürlich auch ihre Erfahrungen im Dritten Reich, daß es damals besser war, Körperbehinderte nicht der Öffentlichkeit preiszugeben, und meine Schwester ist in dieser Zeit auch mit Muskeldystrophie aufgewachsen. Und dieses Mißtrauen gegen öffentliche Stellen, gegen Behörden und Institutionen hat sie nie überwunden. Sie hat beispielsweise auch in späteren Jahren Sozialhilfe oder irgendeine andere Hilfsorganisation nie in Anspruch genommen. Sie hat für mich quasi die Verantwortung übernommen und hat für mich gesorgt mit der zugehörigen Entmündigung und Einschränkung meiner Möglichkeiten. Es war eine schwierige Zeit für mich.

Sie hat versucht, mich einmal vor sich selbst und vor der Umwelt zu verstecken, dadurch daß sie verhindert hat, daß ich mir überhaupt einen Rollstuhl kaufe. Der Rollstuhl war für sie Manifestation meiner Behinderung. Sie hätte ständig vor Augen gehabt, die Situation ist so und nicht anders. Wenn ich aber beispielsweise ganz normal in einem Stuhl gesessen habe, hat ein Außenstehender nicht gesehen, daß ich behindert bin. Und in diesem Augenblick war für sie die Welt in Ordnung.

Nach außen hin hat sie natürlich versucht, die Möglichkeiten so gering wie möglich zu halten: Wenn Freunde mich mitnehmen wollten, war immer ihre Reaktion dann: Ach, das kann man doch verschieben, oder: Das machen wir ein anderes Mal. Sie hat dann immer darauf abgezielt, daß niemand im Haus gewesen wäre, der gesehen hätte, wie ich die Treppe runtergetragen werde, wie Freunde mich zum Wagen bringen und dergleichen.

Innerhalb der Wohnung habe ich mich zu der Zeit auf allen vieren bewegt. Meine Mutter hat mir immer am Bett, an den Stühlen hochgeholfen. Ansonsten hatte ich keine Möglichkeit der Mobilität, ich war quasi den ganzen Tag auf meinem Stuhl gesessen und habe da gearbeitet. Um alle Handreichungen mußte ich immer meine Mutter bitten, und das war im Grunde sehr, sehr unangenehm. Du bist immer darauf angewiesen zu sagen: bitte, gib mir mal, mach mir mal. Das hat auch etwas Demütigendes, denn dein eigener Aktionsradius ist dadurch so eingeschränkt, daß du kaum Erfahrungsmöglichkeiten hast.

Hilft Therapie dagegen?

Die Erfahrungen, die Gusti Steiner gemacht hat, sind vielleicht 20 oder 25 Jahre alt. Sie mögen vielleicht besonders krass erscheinen. Heute, mag mancher denken, braucht so etwas nicht mehr vorzukommen. Denn es gibt doch Frühförderung, Elterngespräche, Hilfsmittel-

beratung, Krankengymnastik und vieles mehr. Es sind inzwischen viele neue Einrichtungen entstanden, die helfen können. Aber hat sich — trotz modernster therapeutischer Techniken am Grundproblem — dem Verstecken, der Isolation — viel geändert?

Erst in neuester Zeit artikuliert sich das Unbehagen einiger selbstkritisch gewordener Therapeuten. Eine Krankengymnastin stellt fest: „Es kann in unserem Beruf nicht darum gehen, die Grenzen von Gesundheit und Krankheit, von normal und störungsbehaftet immer exakter festzulegen und alles, was von unserer Norm abweicht, zu therapieren — notfalls ein ganzes Leben lang. Vielmehr erscheint es mir gerade in der Arbeit mit Kindern notwendig, ihnen die Möglichkeit zu geben, zu leben wie sie wirklich sind. Schließlich wird das Leid, dem wir in unserer Arbeit begegnen, nicht dadurch geringer, daß wir so tun als könnten wir es abschaffen. Die geschädigten Kinder, wir selbst und damit die ganze „normale“ Gesellschaft sollten lernen damit zu leben.“

Therapie und Rehabilitation bekommen damit einen veränderten Stellenwert. Es kann nicht mehr um eine größtmögliche physische Leistungsverbesserung gehen. Therapie sollte vielmehr die Auseinandersetzung mit der Behinderung in den Mittelpunkt stellen. Diese Auseinandersetzung geschieht aber nicht in der Abgeschlossenheit therapeutischer Zentren, sondern erst im lebendigen Umgang mit der gesellschaftlichen Umwelt.

„Es ist eine überkommene Illusion, daß eine Behandlung zuerst die Behinderung vermindern müsse, so daß dann später ein normales Leben möglich würde. Rehabilitation beginnt mit dem Einbeziehen ins normale Leben und ist ohne dies zum Scheitern verurteilt. Die Aussonderung ist in sich selbst eine Behinderung“.

(A. Milani-Comparatti, Italien)

Der Verzicht auf Ausgliederung in Sondereinrichtungen hat allerdings eine wesentliche Konsequenz: Der ungeschützte Anblick, der unmittelbare Kontakt mit Behinderten zwingt die Umwelt zur Auseinander-

setzung mit der Existenz von Behinderung und Leid überhaupt. Wir müssen den Nichtbehinderten diese Anstrengung zumuten!

Ist die Sondereinrichtung wirklich besser?

Hannes Heiler

Integration im Kindergarten anno 1958

Mit mir zusammen in der Gruppe war Artur, ein blinder Junge. Er wurde in alle Spiele einbezogen, so gut es eben ging, ansonsten wurde nicht viel Aufhebens um ihn gemacht. Ich kapierte damals nur nicht, wieso er so tapsig mit Bauklötzen umging, und warum für ihn auf dem Spieltisch immer ein eigener Bereich reserviert wurde. Ansonsten war er eben ein Kind wie die anderen auch — zumindest für uns Kinder war es so. Übrigens war Artur auch nicht gerade eines der „stillsten“ oder „brävsten“ Kinder . . .

Integrativer Kindergarten vor 20 Jahren!? Heute käme Artur nicht oder nur nach längeren Verhandlungen, ob „so etwas“ denn überhaupt möglich und zu verantworten sei, in einen „normalen“ Kindergarten — damals mußte es eben gehen. Heute wäre es wahrscheinlicher, daß er einen Platz im Sonderkindergarten bekäme, mit „optimalen Förderungsmöglichkeiten und kleinen Gruppen und sonderausgebildetem Personal und allen anderen Schikanen . . . Trotzdem glaub ich, daß es für alle (für ihn und für uns sehende Kinder drumherum) besser war, daß Artur nicht in den „Genuß“ einer solchen Sonderbehandlung kam.

Man mag höchstens einwenden, daß es vielleicht besser gewesen wäre, uns sehenden Kindern zu erklären, was bei ihm Sache war — aber auch das ist nicht so wichtig: warum hätte auch ausgerechnet ihm die besondere Aufmerksamkeit gelten sollen. Es stimmt schon nachdenklich, wie selbstverständlich heute Kinder in Sondereinrichtungen gesteckt werden, so daß es heute

schon einen Kampf kostet, wenn Eltern und/oder Kinder lieber in Regeleinrichtungen drängen.

Es stimmt auch nachdenklich, daß immer wieder Behinderte erzählen, daß sie eigentlich viel lieber in einen „normalen“ Kindergarten oder in die Regelschule gegangen wären — auch wenn sie genau wissen, daß sie dort einige zusätzliche Schwierigkeiten gehabt hätten. Aber wohin führt es, wenn Behinderten erst alle Schwierigkeiten aus dem Weg geräumt werden und sie dann irgendwann da sitzen und nie gelernt haben, mit solchen Problemen fertig zu werden — oder soll die Kette der Sondereinrichtungen lebenslänglich fortgesetzt werden??

Behinderung: Eine Eigenschaft unter vielen.

Hannes Heiler

Ich wurde oft gefragt, wann ich zum ersten Mal in meinem Leben einen behinderten Menschen getroffen hätte.

Meist antwortete ich — ohne lange zu überlegen —, daß das 1974, bei einem Aufenthalt in Frankreich gewesen sei. Irgendwann dachte ich intensiver nach — und siehe da: mir fiel ein, daß ich auch als Kind schon mit Menschen zu tun gehabt hatte, die ich heute als „behindert“ bezeichne: ich hatte sie aber „nur“ als Onkel Emil, Nachbarsjunge, o.ä. in Erinnerung gehabt. Nun fiel mir auf, daß sie sogar z.T. amtlich als Behinderte anerkannt waren; zwei Onkels waren sogar kriegsbeschädigt. Aber das fiel mir erst bei diesen Überlegungen wieder ein. Alle diese Verwandte, Freunde oder Bekannte waren allerdings relativ „leicht“ behindert (Kopfverletzung, blind, innere Verletzungen, Krebs, Frühstadium von Muskelschwund).

Ich hatte so viele andere Eigenschaften dieser Menschen kennengelernt, daß Behinderung nur noch eine unter

diesen vielen anderen war, die zudem relativ uninteressant war: für mich waren die Äpfel des einen Onkels (er war Bauer) interessanter als seine Kopfverletzung, die Briefmarkensammlung des anderen Onkels spannender als die Granatsplitter in seiner Lunge.

Während bei einer anonymen ersten Begegnung eine Behinderung derart ins Auge springt, daß dadurch leicht alle anderen Eigenschaften dieses Menschen unbeachtet bleiben, waren für mich, beim Kontakt zu vertrauten Personen, die vielen anderen Eigenschaften viel interessanter.

Diese Normalität entsteht jedoch erst, wenn wir bereit sind, die Behinderung selbst als eine Eigenschaft unter vielen anzusehen. Dann verschwinden die festen Grenzen von Behinderung und Nichtbehinderung und wir stellen erstaunt fest, daß Behinderte mit vielen Situationen besser umgehen können als Nichtbehinderte.

Behinderung ist nicht ein Problem für Fachleute, wie der Ausbau therapeutischer Einrichtungen glauben machen könnte. Entscheidend ist, ob Behinderung als Teil des Lebens akzeptiert wird — gerade von Nichtbehinderten.

Behindertenclubs versuchen die gegenseitige Isolierungen aufzubrechen. Aber das ist nur ein Notbehelf. Wir kämpfen für eine Situation, in der der Behinderte selbstverständliches Mitglied im Schachclub, bei den Atomkraftgegnern oder im Sportclub ist.

9 Gegen die Manager der Vorurteile

Dankbar, lieb, ein bißchen doof, leicht zu verwalten!

Das Image unseres Musterkrüppelchens, ursprünglich als Ironie gedacht, wird nur zu oft von der (Zeitungs)realität in den Schatten gestellt. Behinderte sind immer wieder Opfer rührseliger Schreibung. Sie werden als Staffage für die Prominenz vermarktet, ihnen wird ein ‚Kindchen‘-Stempel aufgedrückt.

‚Kindchen‘ haben kein eigenes Bewußtsein, sie lassen sich daher in jedes Klischee pressen, sie sind eben leicht zu verwalten.

Ein solches ‚Kinder-Image‘ hat seine Konsequenzen. Es sickert ins Bewußtsein der Bevölkerung und wird auch teilweise von den Betroffenen selbst akzeptiert. Folglich werden Behinderte, die sich solidarisieren und gemeinsam für ihre Rechte und Forderungen eintreten, als Verführte eingestuft. Das ist simpel und erspart die Auseinandersetzung.



König Ludwigs Ritter beschenkten behinderte Kinder

90 Kinder aus Spastikerzentrum eingeladen

Ein Herz für Behinderte Kinder hat der Verein „König Ludwigs Ritter-Tafelrunde“, der etwa neunzig Buben und Mädchen aus dem Spastikerzentrum an der Garmischer Straße zu einem fröhlichen Nachmittag in sein Vereinslokal, die Gaststätte „Zur Freundschaft“ an der Wieskirchstraße 2, einlud.

Die Taxifahrerinnung München hatte jedes Kind von daheim abgeholt und brachte es nach den erlebnisreichen schönen Stunden wieder heim, und das kostenlos. Die zünftige Jause spendierte der Wirt Bernd Oswald: Es gab Würstl mit Limo und danach Kaffee, Kakao und Kuchen. Fünfzehn köstliche Torten steuerte die Chefin vom Café „Residenz“ dazu bei.

Mit lautem Hallo begleiteten die Kinder den Einzug Seiner Majestät König Ludwigs II. im prächtigen Königsmantel und seiner Ritter. Der Hofmarschall Kemmerling verkündete: „Die Rittersleut' haben ihren Geldbeutel bereitwillig geöffnet, um den behinderten Kindern Freude zu machen!“ Aus dem Erlös der Sammlung wurden zwei Faltsessel gekauft, die der Direktor des Spastikerzentrums, Professor Albert Göb, für seine Schützlinge in Empfang nahm. Auf einer Liste wurde der spezielle Wunsch jedes Kindes vermerkt, ein Buch, eine Schallplatte, ein Spielzeug oder ein Kleidungsstück. Die Ritter trachteten jeden, wenn auch noch so ausgefallenen Wunsch der eingeladenen Kinder zu erfüllen. Der Vereinspräsident Gerhard Zett verteilte dann, unterstützt vom König und dem Hofsprecher, die in weiß-blaues Papier eingewickelten Geschenke. Strahlende Kinderaugen bedankten sich.

Die Schirmherrin des kleinen Festes, Marianne Strauß, wurde mit dem Ehrenritter-Orden geschmückt. Zur Unterhaltung trugen die Tanzdarbietungen von

jungen Damen aus dem Verein und das „Wunschkonzert“ bei. Helmut Zweck spielte auf dem Akkordeon die Lieblingsschlager der jugendlichen Gäste, die begeistert mitsangen.

Fröhlichkeit war Trumpf von der ersten Minute bis zum Schluß der gelungenen Veranstaltung, die so recht in das Bild der „Weltstadt mit Herz“ paßt. ba.

aus: Münchner Stadtanzeiger 13.10.78

Es regnet Spenden und hagelt Mitleid

Vorurteile werden gemanagt, sind das Ergebnis machtpolitischer Interessen. Ich nenne als Beispiel die Vorurteile gegenüber den Negern: Man mußte ja legitimieren, warum man Neger als Sklaven unterjochte, warum man sie als Arbeitskräfte hemmungslos ausbeutete. So erfand man die Theorie von der natürlichen Unterlegenheit der schwarzen Rasse.

Einstellungen gegenüber Behinderten werden von Rehabilitationsinstanzen, Ämtern und Heimen gemanagt. Ein ganzes Gewerbe, das nicht nur am Behinderten verdient, sondern auch an der reibungslosen Verwaltung der Objekte interessiert ist. Konfliktbereite Behinderte können beispielsweise nicht im Interesse von Sozialämtern sein, weil sie Mehrarbeit verursachen und höhere Geldleistungen erfordern, wenn sie ihre Rechte ausschöpfen.

Manager von Vorurteilen sind aber auch Arbeitgeber, die leistungsbegrenzte Behinderte nicht beschäftigen wollen, wie der Staat und seine ausführenden Organe, weil ja die Praxis die Aussonderung der Leistungsgeminderten legitimieren muß. Manager der Vorurteile sind aber auch die Wohlfahrts-Verbände, die von der Verwertung der Unverwertbaren leben und sich dazu als hilfreiche Helfer anbieten. Sie leben nicht von der Selbständigkeit der Betreuten, sondern von deren Unmündigkeit, propagieren folgerichtig auch das Bild

vom hilflosen Behinderten, wenn es um Spenden, Straßensammlungen oder den Verkauf von Wohlfahrtsbriefmarken geht.

Das Verhängnisvollste ist nicht die krasse Diskriminierung Behinderter, sondern die Selbstverständlichkeit, mit der Behinderter die Almosenrolle zugewiesen wird. Es regnet Spenden, hagelt Mitleid, was ich gerade wieder am eigenen Leibe erlebt habe: Weil ich müde war, setzte ich mich während eines Bummels mit Behinderten in einen Rollstuhl. Nach noch nicht drei Minuten schenkte mit eine Frau, Tränen im Blick, die ersten Silbermünzen.

Wum macht dumm!

Habt Mitleid mit Aktion Sorgenkind.

„Leiden“ ist in dieser „sauberen“ Gesellschaft nicht gern gesehen, es stört ihren glatten Betrieb. In den Augen der Bevölkerung wird Behinderung gleichgesetzt mit Leiden. Weg damit! Mit „solchen Menschen“ will man sich nicht belasten, sie werden aus dem Haus geschafft. Man spendet lieber, denn mit Geld läßt sich alles regeln, oder? Spenden, Almosen haben so die Rolle der mittelalterlichen Ablassscheine übernommen: man zahlt, und dann kann man ruhig wieder eine Weile „sündigen“. Mit Behinderten will man nichts zu tun haben. Das ganze Spendenwesen baut auf dem „St-Florians-Prinzip“ auf: „Verschon' mein Haus — zünd andre an!“ Das Leiden wird mit einer Spende aus dem Haus geschafft, hinausgeschafft werden die eigenen Ängste („Auch Sie könnten den schwarzen Peter ziehen!“) vor einer Krankheit oder einem Unfall, aber auch die Beschäftigung mit dem Leiden anderer. In der „Bilanz der guten Taten“ können sie dann stolz auf sich sein: „Durch ihre Spende haben sie dazu beigetragen, daß mal wieder ein neues Heim“ — oder ein sonstiges Ghetto gebaut werden konnte. Natürlich geschieht das nur zum Wohle dieser armen Sorgenkinder — möglichst

weit draußen, damit sie die gesunde Waldluft atmen können . . . Und: damit man sie los ist. In der Stadt geht der Alltag, jetzt ungestört, weiter. Nur Böswillige können auf die Idee kommen, so etwas als Ausgliederung, als Abschieben ins Ghetto zu bezeichnen . . .

Diese Einstellung entlarvt sich, wenn in der Umgebung, im eigenen Stadtviertel eine solche Anstalt gebaut werden soll — „Aber doch nicht bei uns!“ ist die empörte Reaktion. Mit allen Mitteln versucht man dann, „das schlimmste“ zu verhindern.

Der ideelle Gewinn: Das gute Werk

Hans Mohl, der ‚Erfinder‘ der Aktion Sorgenkind, glaubte damit einen Beitrag zur Integration Behinderter zu leisten.

Doch schon der Titel „Aktion Sorgenkind“ zeigt, wo es langgeht. Den Rest erklärt, daß es sich um eine Lotterie handelt, um eine ganz besondere natürlich: „Der Große Preis“. Man hat also erst mal alle Lotterie-Anhänger auf seiner Seite, denn es gibt riesige Gewinne. Jetzt kommt aber erst die Spezialität: wer nichts gewinnt, hat auf jeden Fall einen ideellen Gewinn: er hat ja ein gutes Werk getan.

Behinderte bleiben nach Meinung mancher „Experten“ lebenslänglich Kinder, nach den Regeln der Aktion Sorgenkind gelten auch Erwachsene (bis 35 J.) als (Sorgen-)Kinder. Aktion Sorgenkind entmündigt also behinderte Menschen. 1977 erreichte die Sendung der Aktion Sorgenkind rund 14 Mio. Fernsehzuschauer. Doch keine dieser Sendungen klärt über die vorhandenen Rechtsansprüche auf, kaum eine zeigt, daß Behinderte keine teuren Anstalten, sondern alltägliche Kontakte und menschliche Beziehungen brauchen. Die Folge: viele kennen die Spendenkonten, kaum jemand kennt die Rechtsansprüche. Aktion Sorgenkind zementiert die Rechtsunsicherheit der Betroffenen, doch Herr Mohl sieht keinen Grund, sein Konzept zu ändern. Mit Rührseligkeit lassen sich wohl bessere Geschäfte machen als mit Informationen . . .

Die Isolation wird finanziert

Ein beträchtlicher Teil des Geldes dient auch heute noch der Förderung von Heimen, Werkstätten „für“ Behinderte, etc. Alles Institutionen, in denen ausschließlich Behinderte wohnen oder beschäftigt werden. Diese Ausgliederung aus dem gesellschaftlichen Leben steht im Gegensatz zum laut gepriesenen Integrationsprinzip. Aktion Sorgenkind finanziert also auch noch die Isolation der Betroffenen.

„In Spanien gründeten sie einmal einen Tierschutzverein, der brauchte nötig Geld. Da veranstalteten sie einen großen Stierkampf.“ (Kurt Tucholsky)

Das funktioniert wie geschmiert: Behindertenverbände gehen den Weg des geringsten Widerstands, und der heißt Aktion Sorgenkind. Eine Hand wäscht die andere: Aktion Sorgenkind finanziert die Verbände und deren Einrichtungen, die Verbände verbitten sich jede Kritik.

Almosen erhält nur, wer brav, still und dankbar ist. Neben anderen negativen Auswirkungen verhindert das auch die Entwicklung eines Selbstbewußtseins: Wer aufmüpfig wird, bekommt nichts mehr — das gilt sowohl für Einzelpersonen wie auch für Gruppen und Organisationen.

Schließlich hilft Aktion Sorgenkind Geld sparen. Was in anderen Bereichen selbstverständlich aus der Staatskasse bezahlt wird, muß im sozialen Bereich — besonders wenn es um Behinderte geht — zusammengebettelt werden. Aktion Sorgenkind machts über die Mattscheiben, andere schreiben Bettelbriefe. Eine Antwort an Mildred Scheels Krebshilfe ist genauso an Aktion Sorgenkind gerichtet:

„Liebe Mildred Scheel,
auch wir danken Ihnen — für die Gelegenheit, die uns Ihr Brief bietet, endlich einmal zu sagen, was wir von einer staatlichen Ordnung halten, die der Ordenssucht von Chefredakteuren, des Gequatsches von Wim Toelke, des Fernsehballets, der Volkswagen-Verlosung und

den, ohne sich gegenseitig etwas vorzumachen, wie es sonst bei oberflächlichen Beziehungen der Fall ist. Behinderte können in einer Wohngemeinschaft eine Multiplikatorfunktion bezüglich des Abbaus von Vorurteilen haben. Wenn Nichtbehinderte, die Unsicherheiten im Verhalten gegenüber Behinderten haben, sehen, daß man ganz normal mit Behinderten umgehen kann, ändert sich auch das Bewußtsein ihnen gegenüber. Aufgrund meiner Wohngemeinschaftserfahrung hat sich herausgestellt, daß die wichtigste Voraussetzung für ein Zusammenleben die Fähigkeit ist, den einzelnen in seiner Persönlichkeitsstruktur zu akzeptieren. Das gilt für Behinderte gleichermaßen wie für Nichtbehinderte. Wenn man ehrlich zu sich selbst ist, erkennt man, daß man heutzutage stärker denn je auf andere angewiesen ist. Bei Behinderten ist dies offensichtlich, denn sie brauchen für viele Dinge des täglichen Lebens Hilfe, beispielsweise beim An- und Ausziehen und Toilettegehen. Nichtbehinderte sind sichtbar nicht so hilfebedürftig. Doch der ständige Zwang, sich normgerecht verhalten zu müssen, Schwächen nicht zuzugeben und immer stark zu sein, isoliert den einzelnen. Ich erwähnte, daß es wichtig ist, die Persönlichkeit eines anderen zu akzeptieren.

aus: Blätter der Wohlfahrtspflege 5/80

10

1981 — Jubeljahr für wen?

1981 ist angekündigt als das „Internationale Jahr der Behinderten“. Alle Jahre wieder . . . Vor vier Jahren gab es ein „Jahr der Frau“ — doch es herrscht immer noch das Bild vom „Heimchen am Herd“ vor, wenn sich auch „Gretchens Schwestern“ inzwischen nicht mehr alles gefallen lassen. Dann kam das „Jahr des Kindes“ — doch es gibt immer noch keinen „Mindestauslauf für Kinder“ — im Gegensatz zu Hunden. Es sterben weiterhin tausende Kinder auf bundesdeutschen Straßen . . . Kinder haben sehr ungleiche Bildungschancen, Frauen sind wieder zunehmend arbeitslos.

Und nun das Jahr der Behinderten . . . wenn auch Herr Ehrenberg kürzlich verlauten ließ, er wolle 1981 nicht wieder das Gerede wie zu den Frauen hören — es steht zu befürchten, daß dies ein frommer Wunsch bleibt.

Während Politiker ihre Reden aufs geduldige Papier bringen und Funktionäre ihre vorhandenen Orden blankreiben oder sich auf die kommenden freuen, beraten Behinderte (und Nichtbehinderte!), wie sie den offiziellen Veranstaltungen die alltägliche Situation vor Augen führen können.

Sie haben die Tradition solcher Jahre im Blick: auf dem Papier stehen viele schöne Reformen und Veränderungen — doch die bleiben dort. In der Wirklichkeit, im Alltag der Betroffenen ändert sich nichts, alles droht weiterhin beim alten zu bleiben. Manche reden schon vom „Internationalen Jahr der Behinderten-Funktionäre“ — denn nur die werden gewürdigt, stehen im Rampenlicht, werden geehrt.

Die Betroffenen wollen dabei nicht ruhig zuschauen oder gar noch applaudieren.

11

Achtung Satire! Betrifft: Festreden

Die Nationale Kommission der Bundesarbeitsgemeinschaft deutscher integrierter Behinderungsverbände hat endlich ihre Empfehlungen für Nichtbehinderte zum Uno-Jahr der Behinderten vorgelegt. Die besondere Kenntnis der Behindertenpsyche qualifiziert die Mitglieder der Kommission besonders, Nichtbehinderten die Kunst der Ansprache an Behinderte beizubringen. Dazu wurde eine Musteranleitung entwickelt. Der einzige Nichtbehinderte in diesem Gremium machte allerdings Einwände geltend: Das Gemeinsame, Verbindende müsse in der Anleitung noch stärker betont werden. Doch er konnte sich nicht durchsetzen. Demokratischer Gepflogenheit folgend, ordnete er sich schließlich der Mehrheitsmeinung unter.

Musteranleitung zwecks Abhaltung von Festreden

Im Jubel und Trubel um das UNO-Jahr wird wohl viel der Behinderten gedacht werden, aber wer denkt schon an den Streß, dem unsere Volksvertreter ausgesetzt sind? Zahllose Reden müssen gehalten werden. Um unsere Volksvertreter und Staatsdiener zu entlasten, haben wir die Mühe nicht gescheut („es war uns eine Ehre“), eine Musteranleitung zwecks Abhaltung von Festreden zu entwerfen:

Regel Nr. 1: Das Einführungslob

Reden Sie Ihre Zuhörer wie eine große Familie an, betonen Sie gleich zu Beginn Ihrer Rede: Wer so „wertvolle und hilfreiche“ Arbeit geleistet habe, bedürfe ei-

gentlich des Lobes nicht. Stellen Sie dennoch klar: Es muß aber einmal gesagt werden, was da in der Vergangenheit geleistet wurde. Gebrauchen Sie Redewendungen wie „gebührt Ihnen Dank und Anerkennung“. Sollten Sie das Gefühl haben, das sei zu schlicht ausgedrückt, zollen Sie „hohen Respekt und große Anerkennung“. Loben Sie den „beispielhaften Einsatz“. Sollten Sie das Glück haben, bei einem Jubiläum Gast zu sein, bietet sich diese schöne Redeblume an: „Dieses Jubiläum darf nicht unbemerkt ins Meer der Vergangenheit gleiten!“

Regel Nr. 2: Der historische Überblick

Nach dem beifallsträchtigen Eingangslob bietet sich ein Überblick über die geschichtliche Entwicklung jener Organisation an, bei der Sie gerade eingeladen sind (der Pressereferent des Verbandes wird Ihnen hierbei gerne behilflich sein). Unterstreichen Sie dramatisch die Anfangsschwierigkeiten. Worte wie „Schicksal“, „Bestimmung“, „Leid“ und „Los“ sind bei Behindertenverbänden immer wieder gern gehört. Vergessen Sie nicht, das Erreichte plastisch herauszustellen. Nennen Sie Mitgliederzahlen! Betonen Sie den Einfluß, den Ihr Gastgeber regional, überregional, national und übernational gewonnen hat. Zu besonderen Anlässen können Sie auch einmal zu einer so aparten Formulierung wie „Keimzelle weltweiter Solidarität“ greifen. Schlicht gehaltvolle Redewendungen wie „einer Aufgabe widmen“, „als Pflicht empfinden“, „eine Verpflichtung fühlen“ haben die Zuhörer noch immer tief berührt.

Regel Nr. 3: Das Generallob

Nun kommen wir zu jenem Teil Ihrer Rede, der Ihnen auf jeden Fall die Sympathien des Saales zuspülen wird: Unterstreichen Sie, daß gerade die Arbeit im Sozialbereich besonders schwer und verdienstvoll ist. „Sie leisten eine schwierige Aufgabe!“, wird Ihren Zuhörern uneingeschränkt gefallen und zu Herzen gehen. Loben Sie das „Engagement“ (diese früher vor allem in linken Kreisen übliche Vokabel brauchen Sie nicht mehr zu scheuen, sie hat sich allgemein durchgesetzt).

Loben Sie die „Sachkunde“ der Versammelten. Betonon Sie, welch wesentlichen Beitrag für das „Gemeinwesen“ hier geleistet wird, wie schön und wichtig es ist, gerade den Schwachen (wahlweise: vom Schicksal Benachteiligten!) beizustehen. Nennen Sie Behinderte schlicht „Menschen, die unserer Hilfe bedürfen“.

Die Verbandsarbeit wird einfacherweise „Dienst an jenen, die im Schatten stehen“ genannt. In kirchlichen Kreisen empfiehlt sich nach wie vor die Redewendung „Dienst am Nächsten“.

Regel Nr. 4: Die Danksagung

Vergessen Sie nie, das „Geschick“ der Geschäftsleitung zu preisen, die der „Fülle und Schwere der Aufgaben“ von Anfang an gewachsen war und den Verband auch durch widrige Zeiten sicher hindurchgesteuert hat. Heben Sie den „bahnbrechenden Charakter“ der Arbeit hervor. Loben Sie den „Weitblick“ des Verbandes (bei Sehbehinderten und Blinden dürfte sich dagegen eher die Formulierung „Mut zur Initiative“ anbieten). Erklären Sie ganz deutlich, daß wir alle (Betonung auf „alle“) wissen, welcher „Einsatz“ nötig war und welche „Opfer“ hier erbracht wurden, und vergessen Sie auch die „vielen namenlosen Helfer“ nicht, die sich „im aufopferungsvollen Einsatz“ dahingegeben haben.

Erwähnen Sie nun beiläufig, welch „hervorragender Platz“ der gastgebenden Organisation in unserem Gemeinwesen zukommt. Es empfehlen sich Begriffe wie „wesentliche Impulse“ und „vorausschauende Verantwortung“. Sehr gefällig wirken bei kirchlichen Verbänden auch Sprachknospen wie „heilendes Tun“, „helfendes Wirken“ und „dienende Verantwortung“.

Regel Nr. 5: Aufruf zu gemeinsamen Handeln

Nun ist es an Ihnen, den Verband zur Kooperation aufzurufen und ihn in die gemeinsame Verantwortung einzubinden. Sagen Sie, daß das Erreichte nur durch das „beispielhafte Zusammenwirken aller“ (hier Stimme heben!) verwirklicht werden konnte. Sollten Sie Ihrem Gastgeber ideologisch nahestehen, empfiehlt es sich, für die „enge und vertrauensvolle Zusammenarbeit“

Dank zu sagen. Bei Verbänden, denen Sie sich nicht in gleicher Weise verpflichtet fühlen, loben Sie das „ausgewogene Urteil“, die vielen „Anregungen“ und „Stellungnahmen“, die wir alle gerade diesem Verband verdanken (da in dem Wort „Stellungnahme“ eine gewisse Reserviertheit durchklingt, sollten Sie es ausschließlich Ihren politischen Gegnern reservieren).

Formulierungen, die als kämpferische Parolen mißverstanden werden könnten, sind tunlichst zu meiden! Machen Sie vielmehr deutlich, daß die Forderungen Ihres Gastgebers mit dem Programm Ihrer Partei/Ihres Ministeriums übereinstimmen.

Vermeiden Sie jedoch auf jeden Fall den Eindruck, dem Verband blieben fortan keine Aufgaben mehr. Sie stürzten die anwesenden Funktionäre nur unnötig in Verwirrung. Heben Sie vielmehr hervor, daß wir alle nicht nachlassen dürfen, „das Anliegen“ der Behinderten „immer wieder zur Sprache zu bringen“. Sie stimmen Ihre Zuhörer optimistisch, wenn Sie Ihnen die Zukunft weiteren Schaffens vor Augen malen. Das recht neutrale „Es bedarf vielfältiger weiterer Anstrengungen“ steht Ihnen zu allen Anlässen gut zu Gesicht. Beabsichtigen Sie eine dramatische Note, dann greifen Sie zu dem Aufruf: „Wir stehen noch am Anfang!“

Regel Nr. 6: Die Verdienste der Partei/des Ministeriums
Nun kommen Sie als Politiker groß heraus. Sie kommen auf die letzte (wahlweise: gerade bevorstehende) Gesetzesänderung zu sprechen. Ihre Stimme sollte einen ernststen, energischen und zupackenden Ton haben! Einen starken Eindruck hinterlassen Sie, wenn Sie behaupten, „eine umfassend angelegte Offensive zur Eingliederung Behinderter in Arbeit, Beruf und Gesellschaft“ gestartet zu haben oder zumindest zu fordern. Auch der Satz „Das Recht auf Arbeit ist unteilbar; es gilt auch für Behinderte“ verfehlt seine Wirkung nicht. Angesichts der Arbeitslosigkeit vieler Behinderter sollten Sie auch diese schönen Sätze in Ihr Vortragsrepertoire aufnehmen: „Die Teilnahme am Arbeitsleben ist gerade für den Behinderten von besonderer Wichtig-

keit. Sie bedeutet ihm mehr als nur Gelderwerb. Am Arbeitsplatz findet er Selbstbestätigung. Beides sind Grundvoraussetzungen eines menschenwürdigen Daseins.“ Sollten Sie diese Sätze flüssig beherrschen, wird man Sie gerne immer wieder einladen.

Wenn Sie von Gesetzesänderungen sprechen, gehen Sie ruhig auch auf Ihnen unwesentlich erscheinende Änderungen (Details) ein. Sagen Sie deutlich und unmißverständlich, daß damit ein wesentlicher Schritt in die Zukunft getan sei. Sollten Sie bedauerlicherweise der Opposition angehören, dann enthüllen Sie an dieser Stelle, daß die Regierung nun endgültig gescheitert ist. Oppositionspolitiker schaffen nun mühelos den Übergang zu Forderungen ihrer Partei.

Politikern aus dem Regierungslager ist dagegen die Möglichkeit eröffnet, breit und ausführlich die Verdienste der Regierungspartei herauszuheben. Bei besonders feierlichen Anlässen können Sie auf eine „Dekade der Rehabilitation“ zurückblicken! Sollten Hilfsschüler anwesend sein (die heute, bitte beachten, Sonderschüler oder Lernbehinderte genannt werden), empfiehlt es sich, die imposante Vokabel „Dekade“ ganz beiläufig mit „Jahrzehnt“ zu übersetzen.

Regel Nr. 7: Sammlung und Sendung

Der Schluß erfordert Geschick und etwas Takt. Nachdem Sie deutlich gemacht haben, daß Sie und Ihre Partei/Ihr Ministerium alles Wesentliche schon gedacht oder getan haben, versichern Sie den Anwesenden glaubhaft, daß ohne deren „Mitwirkung“ das „weitgespannte und wirksame Netz“ sozialer Leistungen „undenkbar“ sei. Schauen Sie Ihre Zuschauer bedeutungsvoll an und bestätigen Sie ihnen nun, daß dennoch noch viel zu tun bleibt. Sagen Sie: „Eine Fülle von Aufgaben wartet auf Sie!“ Das hebt die Stimmung und lenkt davon ab, daß Sie sich bei Ihrer zeitlichen Belastung von einer weiteren Mitarbeit ausnehmen müssen.

Ohne Pause fahren Sie deshalb gleich fort: „Ich wünsche Ihnen für Ihre Arbeit auch weiterhin guten Erfolg!“ Meister der Vortragskunst schließen mit dem

Satz: „Rehabilitation ist eine lebenslange Aufgabe!“
Als eine Glanzleistung rhetorischer Wortkompositionen darf jedoch mit Recht der Satz gelten: „Es gibt kein Verharren, kein Ausruhen auf dem Erreichten, auch wenn wir stolz sein können, was wir erreicht haben.“

Nun klappen Sie sofort Ihr Manuskript zu. Schauen Sie einen Moment bescheiden zu Boden. Heben Sie nun Ihre Augen der Versammlung zu und nehmen Sie, dezent, aber sichtbar verschämt, den unmittelbar einsetzenden Beifall entgegen.

Wir versichern Ihnen, sollten Sie sich an diese Regeln halten, ist Ihnen in der Behindertenarbeit auf jeder Versammlung der Beifall gewiß.

Ernst Klee/Gusti Steiner

12

Schlußwort: Ende gut. alles gut?

Wir konnten in diesem Heft Themen und Lebensbereiche nur anreißen, es war sicher keine grundlegende Analyse; dazu verweisen ein paar Tips zum Weiterlesen.

Die Lebensbedingungen behinderter Menschen sind oft skandalös, und daran ändert sich nur etwas, wenn wir etwas unternehmen. Durch das Schreiben eines Buches allein hat sich noch nie etwas geändert — „Papier ist geduldig“. Aktiv werden — aber wie?

Dieses Heft ist kein Kochbuch, es enthält keine Rezepte. Das wollten wir nicht, das hätten wir auch gar nicht gekonnt. Es kommt nämlich immer auch auf den Anlaß an. Diese Überlegung, von der Situation behinderter Menschen auf der einen und dem konkreten Anlaß auf der anderen Seite zu einer Aktion zu kommen, muß jeder selbst machen — es gehört aber auch nicht viel dazu: nur ein bißchen Phantasie und Mut.

Möglichkeiten zu solchen Aktionen gibt es viele: Das kann eine schriftliche Anfrage sein, eine Diskussion mit politisch Verantwortlichen, genausogut auch ein Wochenende mit Behinderten und Nichtbehinderten, der Beitritt in eine der zahlreichen Initiativgruppen, oder eine Demonstration. Das kommt auf die Umstände an.

1981 wird dieses „UNO-Jahr der Behinderten“ präsentiert. Aber auch 1982 ist nicht alles Gold, was glänzt

13

Wichtiges zum Weiterlesen:

Es gibt inzwischen einen ganzen Stapel Bücher über Behinderte. Die meisten von ihnen sind analytisch-beschreibend. Sie stellen fest, wie es ist, zeigen aber keine Perspektiven der Veränderung auf. Nach wie vor sind die Bücher von Ernst Klee wichtig. Sie spiegeln den neuesten Stand einer fortschrittlichen Praxis wider und geben nützliche Anregungen:

Behinderten-Report (Fischer-Taschenbuch Nr. 1418)
Behindertenreport II (Fischer-Taschenbuch Nr. 1747)
Gefahrenzone Betrieb. Verschleiß und Erkrankungen am Arbeitsplatz (Fischer-Taschenbuch Nr. 1933)
Behindertenkalender 1980 (Fischer-Taschenbuch
Behindertenkalender 1981 (Fischer-Taschenbuch Nr. 3304). Erscheint jährlich neu.

Neben weiteren Büchern hat Ernst Klee seit neuestem „Grundsätzliches“ zur Behindertenproblematik vorgelegt. Entsprechend dick, leider etwas teurer: Behindert. Ein kritisches Handbuch. S. Fischer Verlag 1980. Der Autor hat hier seine unmittelbare Erfahrung und Betroffenheit immer wieder eingebracht und unterzieht die übliche Behindertenpolitik einer radikalen Kritik.

Zum Thema Eltern und Kinder: Ingrid Häusler: Kein Kind zum Vorzeigen? rororo aktuell Nr. 4524.

Durch die Auseinandersetzung mit der Behinderung ihres Kindes gelangt die Autorin zu einem neuen Selbstbewußtsein.

Therapiekritik: Buch/Heinecke u.a. An den Rand gedrängt. rororo aktuell Nr. 4642. Ungedingt notwendig zu lesen, für alle, die beruflich oder als Betroffene mit Therapie zu tun haben!

Behinderte schreiben selbst:

Ursula Eggli, Herz im Korsett. Tagebuch einer Behinderten. Bern 1977. Alltagsleben in Wohngemeinschaft mit Freunden;

Direkte, persönliche Schilderungen.

Ursula Eggli, Geschichten aus Freakland, Muttenz 1980. Ein skurriles Plauschbuch, das einfach Spaß macht!

Christa Schlett/Lutz Kliche (Hg.): Ich will mitspielen. Jugenddienstverlag Wuppertal 1978. Die Autorin kommentiert die Lebenswelt behinderter Kinder anhand von Fotos. Vermittelt sehr viele nützliche Aha-Erlebnisse.

Filme. Es existieren viele Filme vom Zuschnitt: Gebt den armen Behinderten doch auch mal 'ne Chance oder: ‚Einer kam durch‘ (und hats geschafft). Sie regen selten zu Diskussion und Widerspruch an. Ganz anders 2 Filme: *Wer ist hier behindert, ich oder Du?* Lief als Film im ZDF-Abendprogramm und kann als Video-Kassette bestellt werden bei: Hannes Heiler, Goethestr. 1, 65 Mainz.

Behinderte aus der Schweiz sind in eine Tabuzone eingebrochen. Sie thematisieren Liebe und Sexualität: *„Behinderte Liebe“*. Basis-Filmverleih, Güntzelstr. 60, 1000 Berlin 31. Anlaß für heiße Diskussionen!!!

Für aktuelle Hinweise (Adressen u.ä.) verweisen wir auf die Behindertenkalender!

Recht für Behinderte:

Rechtslexikon im „Behindertenkalender“

Der KB-Helfer. Schwarzwald Vertriebs- und Werbegesellschaft Hofrichter & Co. 7800 Freiburg i. Br.

Leitfaden der Sozialhilfe für Behinderte 2. Aufl. 1980
Bestellung an: Sozialhilfegruppe TUWAS

c/o Fachhochschule

FB Sozialarbeit

Limescorso 5

6000 Frankfurt/M. 50

Wiesbadener Leitfaden für Sozialhilfe

Kontaktadresse:

„Buchladen am Sedanplatz“

Westendstr. 1

6200 Wiesbaden

Das Frankfurter Reiseurteil hat Folgen. Der Protest zieht Kreise. Wir haben die vielleicht größte Mobilisierung Behinderter und Nichtbehinderter erlebt.

Einige Leute versuchen, gegen diesen Protest juristisch vorzugehen.

Sie verklagten Ernst Klee bzw. den Fischer Verlag.

Diese Prozesse kosten viel Geld, besonders wenn sie durch mehrere Instanzen ausgefochten werden müssen. Daher haben wir ein Solidaritätsfonds eingerichtet:

August Steiner

**— Sonderkonto Frankfurter Behinder-
tenurteil —**

46 Dortmund 15

Postscheckkonto Dortmund 214931-463

Falls die Prozesse schneller vom Tisch sind, als wir erwarten, wird das Geld für andere Aktivitäten in der Behindertenbewegung eingesetzt, besonders im Jahr 1981.

Eure Autoren

Für alle, die beim Reisen den Kopf nicht zu Hause lassen:

KOMMST DU JE NACH AMERICA
Ein Reise- und Lesebuch
252 Seiten, DM 14,80

Eine Alternative zu den üblichen Touristenhandbüchern: Einleitend erzählen die Autoren über Land und Leute, über Atmosphäre, Kontakte, Erfahrungen, Erlebnisse. Detailliert berichtet wird von den amerikanischen Landkommunen und der Situation in den Städten, von der amerikanischen Ökologiebewegung und der Anti-Atom-Szene. Indianer und US-Frauenbewegung sind weitere Themenschwerpunkte. Der Gebrauchswert des Buches ist gewährleistet durch einen praktischen Reiseteil (Tips, Routen, Adressen, Preise etc.).

Peter Gellings/Harald Kralik/Frank Vater
IRLAND - GESCHICHTE UND GESCHICHTEN
ZUM LESEN UND REISEN
240 Seiten, DM 14,80

Von Dublin bis Dingle - wissen, wo's langgeht - Informationen über die Geschichte der Grünen Insel, über Landschaften und Leute, über alternative Lebensgemeinschaften, über die politische, wirtschaftliche und soziale Situation, über den Konflikt im Norden, über AKW-Pläne und AKW-Widerstand, über die Musik, die Märchen und Sagen, über Essen, Schlafen, Vorwärtkommen, Erholen. Irland jenseits der Klischees: für Anfänger und Fortgeschrittene.

Verlag Jugend & Politik

Hamburger Allee 49 / 6000 Frankfurt am Main 90

Network Medien-Service

Seine Angebote und Vorteile:

Intensive Auswahl nach rationalen Kriterien:

— **Praxiserfahrung** (die angebotenen Dinge sind getestet auf Qualität, Preis-Leistungs-Verhältnis, Robustheit usw.)

— **Preis-Leistungs-Verhältnis** (Daten, Garantieleistungen, Gebrauchswerte wurden verglichen)

— **Kombinierbarkeit** (der Angebote untereinander und mit anderen Geräten)

— **Set-Angebote** (für Einzelpersonen, Beispiel: Reporter, und Gruppen: Arbeitskreise, Unterricht, BI, Gewerkschaftsgruppen usw.)

— Angebot an wichtigem **Zubehör** (das man sonst kaum findet und zu günstigen Preisen: Adapterstecker und -kabel, Gerätekofter, Entstörvorrichtungen - z.B. gegen CB-Funk).

— Relevantes **Zubehör** (Verbindungskabel usw.) wird gleich **mitgeliefert** (bei Set-Angeboten sowieso und gerade hier ganz wichtig!)

Das erspart Zeit, Arbeit, Geld!

Wir bieten auch **eigene Produktionen** (z.B. Cassetten in sonst nicht erhältlichen Längen).

— Wir legen ganz großen Wert auf **optimale** Gebrauchsanleitungen. **Bei uns gibts Rabatte!**

Und zwar für Mitglieder der Network Medien-Cooperative und für selbstverwaltete Jugendzentren und ähnliche Projekte!

Intensiv und optimal wie selten: Unsere Beratung.

— Bei Einkäufen über 100 DM gibts die **Network-Service-Cassette gratis!**

— bei Einkäufen über 1000 DM gibts zur Service-Cassette auch noch unser „**Handbuch der aktiven Tonarbeit**“

— Wir **beraten** Mitglieder, Aktionsgruppen, Bildungsarbeiter, Schulen, Jugendzentren usw. auch weit über das **jeweils aktuelle Angebot hinaus!**

Network Medien-Cooperative

Verlag & Medien-Service

Hallgartenstr. 69, 6000 Ffm 60

T. 0611/451737, Studio 08124/1481

Mit Behinderungen muß gerechnet werden

Am 25.2.80 entschied die 24. Zivilkammer des Landgerichts Frankfurt, eine Gruppe geistig Behinderter stelle einen „Reisemangel“ dar. Die klagende Touristin erhielt die Hälfte des Reisepreises zurück. Dieses Urteil zeigt, was Behinderte behindert:

„Daß es Leid gibt auf der Welt, ist nicht zu ändern, aber es kann der Klägerin nicht verwehrt werden, wenn sie es jedenfalls während des Urlaubs nicht sehen will.“ heißt es in der Begründung.

Wer Behinderte im Urlaub nicht sehen will, will sie auch sonst nicht haben. Der Alltag Behinderter ist fast überall von Isolationserfahrungen geprägt in der Schule, im Beruf, in der Nachbarschaft. Wir wollen aufzeigen: Gerade die Absonderung, in die die Betroffenen hineingeraten, ist die eigentliche Behinderung. Eine Arbeitsgruppe von Behinderten und Nicht-Behin-

deten in Frankfurt (Dr. Hubert Bopp, Georg Gabler, Inge Graef, Hannes Heiler, Ernst Klee, Barbara Lister und Albrecht und Gerda Verron) hat auf der Toncassette Materialien zur Lebenssituation Behinderter zusammengetragen: Szenen aus dem Behinderten Alltag - Dämmliches von Experten - Was ist eine Behinderung - Heim-Leben - Zahlen, Fakten, Originaltonberichte und Behindertensongs. Und: Das Frankfurter Behinderten Urteil und seine Folgen.

Im Begleittext:

Was der Staat für behindert hält: Statistiken und wie sie zustande kommen - Behinderte: Ab ins Heim und: Neue Wohn- und Lebensformen - Behinderte im Umgang mit Behörden: Im Wirrwarr der Kompetenzen - Ist die Therapie das Ziel: Gegen die Abgeschlossenheit therapeutischer Zentren - Texte gegen die Aktion -Sorgenkind und Satire: Eine Musteranleitung zum Abhalten von Festreden.



ISBN 3-88641-022-6

**Network Medien-
Cooperative,
Verlag und Medien-
Service GmbH
Hallgartenstr. 69
6 Frankfurt 60**

Bestell-Nr.: 10.402

Preis: 16,80